Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ACHTES HEFT ◆ ◆ 7. JAHRGANG ◆ ◆ AUGUST 1920

INHALT:

René Schickele:
Wie verhält es sich mit dem Expressionismus?

A. Bellack: David

Ambroise Vollard: Ein Besuch bei Cézanne

Anton Schnack: Drei Gedichte

Ernst Barlach: Die echten Sedemunds

Paul Colin: Französische Chronik

EINZELHEFT 4 MARK VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschienen in neuer Auflage:

Ein Spaziergang in Japan

von Bernhard Kellermann

Mit Umschlagzeichnung von Karl Walser

In Halblederband 45 Mark

Der Dichter von Ingeborg und Yester und Li wurde durch eine seltsame Laune für einige Monate nach Japan verschlagen. Er durchstreifte, richtiger: er durchbummelte das Land als ein neugieriger Müßiggänger. Er sah — wie er sagt — sonderbare und unglaubliche Dinge, die er flüchtig — wie sie ihm gekommen waren — festzuhalten suchte. Die Eindrücke von diesen Spaziergängen entbehren also jeder Objektivität. Der Dichter hat keinerlei Studien oder Untersuchungen angestellt; er beansprucht nicht einmal — wie irgendein Forschungsreisender — ernst genommen zu werden; vielmehr scheint der Übermütige sich mit seiner Faulheit zu brüsten, und sein Werk rechtfertigt ihn. Es hat etwas Absichtsloses, Ungewolltes und Ungezwungenes, und der Müßiggang, der es reifen ließ, ist jener göttlichen Faulheit verwandt, wie sie die Romantiker liebten und in Hymnen besangen. Aus dieser Muße entstand ein entzückendes, liebenswürdiges Buch, voll von pittoresken Bildern aus dem bunten japanischen Leben, frisch und kapriziös und von einer übermütigen Sinnlichkeit.

Sassa Yo Yassa

Japanische Tänze

von Bernhard Kellermann

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs einfarbigen Lichtdrucken nach Zeichnungen von Karl Walser

In Halblederband 38 Mark

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W 10

René Schickele:

WIE VERHÄLT ES SICH MIT DEM EXPRESSIONISMUS?

Von unsern Altersgenossen in der Literatur setzen einige, die nicht „mitgekommen" waren, auf ihn zum konzentrischen Angriff an.

Wir könnten das Feld räumen, ohne uns mit ihrem Ressentiment auseinanderzusetzen. Denn was geht uns dieser Handel an? Das Wort ist weder von uns, noch haben wir die Sache, die wir vertreten, damit gedeckt. Habe ich, wenn ich unter Bildnerischem und Literarischem für eine Zeitschrift auswählte, je eine Kleckserei reproduziert, eine unleserliche Seite gedruckt? Hat Edschmid, in dem sie den ganzen Expressionismus demolieren wollen, weil er des Programms Roß und Reiter sei, in seinen Kritiken je ein Buch empfohlen, dessen Lektüre eine mehrwöchige geistige Gymnastik vorausgesetzt hätte?

Der Handel ginge vielleicht Marinetti, Picasso und Sternheim an? Sie bestiehlt man, aber man greift sie nicht an. Um abzulenken, zeigt man daneben. Und doch begann das Unheil, als der begeistert suchende Herwarth Walden über den smarten Marinetti stolperte, der gerade mit dem futuristischen Musterkoffer Europa bereiste. Begann für die Maler. Für die Schriftsteller, als Sternheim mit der Konstruktion seiner Sprachmaschine soweit fertig war, daß er in eine große Produktion eintreten konnte.

Bereits sechs Monate später konnte man unsre Maler nicht mehr verhindern, daß sie sich ihre Schnurrbärte abschnitten und auf ihr Selbstporträt aufklebten, war es zu spät, Wustmann gegen Sternheim zu halten. Weit und breit hatte über das Deutsch das Kirchenlatein gesiegt.

In der bildenden Kunst trat eine zweite, diesmal sehr ernsthafte Verschiebung aufs tote Gleis ein dadurch, daß ein Elementargedanke Cézannes bei zarten, grüblerisch zweifelnden, halb ver-

zweifelten und daher fanatischen Nachfahren in einen geometrischen Fimmel ausartete.

Wie verhielten wir uns dazu? Wir nannten Picasso einen liebenswerten Künstler und sagten aus, daß Sternheim Genie habe, und den Marinetti müsse man gesehn haben, um zu ermessen, zu welchen Triumphen er Maggis Suppenwürfel und Odol geführt hätte. Und hielten uns den Mückenschwarm vom Leib, der diese schönsten aller Leichen verfinsterte.

Wie aber verhält es sich nun mit dem Expressionismus?

Es ist, vor etwa zehn Jahren, zu einer doppelten Revolte gegen den Naturalismus und den Ästhetizismus gekommen, die damals unbestritten herrschten, das hat man den deutschen Expressionismus genannt. Daran haben, im Gefolge unseres großen Heinrich Mann, mitgewirkt Kurt Hiller wie Wilhelm Herzog, Edschmid wie Leonhard Frank, Sternheim wie Bonn, Döblin wie Georg Kaiser, Becher wie Werfel, Wolfenstein wie Rubiner, Kafka wie Brod, und was mich anlangt, so war, als mein erster Roman „Der Fremde" erschien, der Expressionismus noch gar nicht erfunden. Als er ein paar Jahre später ans Tageslicht kam, holte Franz Pfemfert das unter den Fußtritten der Kritik unter den Tisch gesunkene Buch hervor und druckte es noch einmal in der „Aktion". Es war die gute alte Zeit.

Noch war die Grammatik keine Scherbenküche, man stieß nur ganz vereinzelt auf ein Bild oder ein Gedicht, die sich ohne Schaden für ihre Eigenart auf den Kopf stellen ließen. Dann aber dienten sie dazu, die frommen Helenen zu verulken, die entzückt die Kröte schluckten, gleichviel, wie sie ihnen eingegeben wurde. Lehmbruck und Kirchner arbeiteten hart vor sich hin, ohne daß jemand Aufhebens von ihnen gemacht hätte, Meidner verkaufte in Jahren kein Bild. Von Däubler hörte man, er könne Florenz nicht verlassen, weil er dem braven alten Signor Reininghaus über hundert Lire schuldig sei. Es war die gute alte Zeit.

Als die oben mit einigen (nicht allen wichtigen) Namen bezeichnete Gruppe — ihnen zum Tort, nicht zum Gefallen! — auf den Namen Expressionismus getauft wurde, war klar, was sie verband, und was mit dem Wort gemeint war. Hier geschah, nach der reinen Beschreibung des Naturalismus, nach der formalen Gepflegtheit der deutschen Parnassiens: der Schrei. Nichts könnte einen bessern Begriff davon geben, wie das so benannte Bild von Munch. Man war unglücklich im Zwielicht der Zeit, man wollte heraus aus der mit Herz und Hand jobbernden Umgebung. Heraus aus den Militärmusiken und der häuslichen Pflege des Gemüts, in der sich die Bestie so gut

konservierte. Man war getreten, arm, ehrgeizig, schachmatt nach dem dritten Zug, sowie man mit den regierenden Zeitgenossen die kleinste Partie wagte: man schrie! Heinrich Mann hatte seinen Essai „Geist und Tat" veröffentlicht, Rubiner schrieb: „Der Dichter greift in die Politik", Hiller setzte Kerrs geistpolitische Mission praktisch fort, der Aktivismus entstand, das Wort und die Sache. Ein großer Ruck vorwärts ward festgestellt, nachdem Herzog die Leitung des „März" übernommen hatte. Zentral wirkte Pfemferts „Aktion". Wir waren, außerhalb unseres Kreises, das Gesindel aus dem Café Größenwahn, und kein Redakteur einer anständigen Druckschrift konnte sich soweit vergessen, als daß er die Stilübungen von irren Analphabeten gedruckt hätte oder auch nur für sie eingestanden wäre. Der Stilunterschied zwischen den Werken spielte keine Rolle. Man bemerkte ihn nicht. Es dauerte eine Weile, bis die Kritik soweit war, daß sie den einen hervorhob, um die andern damit totzuschlagen. Auch ließ keiner es sich einfallen, zu übertrumpfen. Die Ware galt nichts, also fanden auch keine Versteigerungen statt. Was an ehrgeizigen Nachläufern dabeisaß, bremste. Sie brauchten zehn Jahre und den Nachweis von der Marktgängigkeit des Neuen, bis sie, mit dem Mut der Verzweiflung — überboten.

Da aber waren die „Expressionisten", die den Wind gesät hatten, längst in der Abwehr vor dem Latrinensturm, den man ihnen zur Ernte anbot. Sogar ihre letzte und schönste Tat, ihre internationalistische Kampagne im Krieg, drohte in der riesigen Nachfrage, der die tollsten schönschreibenden Imperialisten von 1918 spätestens im November des gleichen Jahres insgesamt erlagen, und im entsprechenden Überangebot zu Brei gequetscht zu werden. Unabsehbare Scharen rückten heulend und psalmodierend über sie vor, Philosophen wechselten ihre Weltanschauung, um ihnen auf den Bauch zu treten. Sie starben nicht ganz, und also könnten sie sich gegen die nachtrampelnden Literaten zur Wehr setzen, — wenn diese nicht justement am gleichen Strang zögen und damit den Karren unters Publikum brächten. Dem aber muß geholfen werden.

Welchen Karren? Nennt es Pazifismus, Solidarität aller Völker, Bekenntnis zur geordneten Menschenerde, Kampf gegen die Bestie in allen Lebenslagen: es ist der alte Gott aus dem Osten auf seinem neuen Umzug. Diesmal muß der Traum Wirklichkeit werden, soll nicht alles, was wir „Welt" nennen, zugrunde gehn, greifbare Wirklichkeit, gebend und nehmend: alles muß die Wirklichkeit eines jeden Tages werden, und wäre der Anfang noch so bitter.

Politische Angelegenheiten, auch kulturpolitische, sind eine Bäckerangelegenheit. Die Menge macht's.

Die letzten mögen die ersten sein, wenn sie die Dutzend nur recht voll machen.

Also lauft, soviel ihr seid, soviel ihr könnt, lauft, lauft!

Was kümmert uns — der Ismus, die Schule, der Stil! Laufen sollt ihr am gleichen Strang!

Soviel — nicht mehr, nicht weniger liegt uns am Expressionismus.

A. Bellack:

DAVID

Er wußte, wenn er seine großen Lieder
Bei Nacht zum Sausen seiner Harfe sang,
Und schaute auf den Schein der Lampe nieder,
Der starr in seine starren Augen drang,

Dann warf sie seines Hauptes übergroßen Schatten
Durchs Fenster wie von Anbeginn,
Durch Nacht und durch des Regens wilde Schloßen,
Hoch an des Himmels schwindelnde Wölbung hin.

Dort nahm er weite Meilen ein und hauste
Bei den Dämonen in den Wolkentälern
Und reckte seine Flügel wie zum Flug.

Da hört er auf zu spielen. Denn ihn grauste
Vor seines Schicksals unbekannten Mälern,
Dem er sich rüstete, daß es ihn schlug.

Ambroise Vollard:

EIN BESUCH BEI CÉZANNE

Als ich Cézanne gegenüberstand, mußte ich mich zusammennehmen, um vor Überraschung nicht aufzuschreien. Ich erkannte einen Besucher wieder, der vor zwei Jahren einmal in die von mir veranstaltete Forain-Ausstellung gekommen war. Er hatte alles aufs genaueste angesehen; im Weggehen dann, die Hand auf der Klinke, sagte er: „Um 1875, als ich eines Tages im Louvre war, habe ich einen jungen Mann einen Chardin kopieren sehen; ich trat näher, und nachdem ich seine Arbeit beobachtet hatte, dachte ich mir: der wird's schaffen, weil er sich Mühe gibt, der Form nachzugehen. Das war Ihr Forain!"

Cézanne streckte mir beide Hände entgegen. „Mein Sohn hat oft von Ihnen gesprochen. Entschuldigen Sie, Herr Vollard, ich möchte mich bis zum Essen ein bißchen ausruhen. Ich komme eben vom Malen. Paul soll Ihnen das Atelier zeigen."

Das erste Stück, was mir gleich auf der Schwelle in die Augen fiel, war ein Bauernbild — durchbohrt von Messerstichen. Cézanne geriet wegen jeder Kleinigkeit in Wut, oft auch ohne Ursache; seinen Zorn ließ er dann die Bilder büßen. Wenn ihm z. B. auffiel, daß sein Sohn ein wenig müde aussah, bildete er sich ein, der Junge hätte gebummelt, und wehe der Leinwand, die sich unter seinen Händen befand! Es sei erwähnt, daß auch das Söhnchen Paul die Verwüstung von einigen „Cézannes" auf dem Gewissen hat. Es machte ihm

Spaß, Löcher in die Bilder zu machen, zur hellen Freude seines Vaters: „Der Junge hat die Fenster und die Schornsteine aufgemacht; er merkt's ganz richtig, der kleine Wicht, was ein Haus ist".

Man hatte solche Achtung vor der Entscheidung des Malers, daß, wenn er ein verwüstetes Bild im Garten liegen gelassen, oder im Atelier in die Staubecke geschleudert hat, man darauf sah, daß es ins Feuer geworfen werde. Als Einzelfall kann die Rettung jenes Stillebens vermerkt werden, das Cézanne aus dem Fenster geschmissen hatte und das lange in den Ästen eines Kirschbaumes hängen geblieben war. Da man Cézanne mit einer Stange bewaffnet um den Baum herumsteigen sah, nahm man an, er habe die Absicht, sein Gemälde wieder einzufangen und hütete sich, Hand daran zu legen.

Ich wohnte dem Herunterholen des Gemäldes bei. Wir spazierten im Garten mit Cézanne und seinem Sohn. Der Maler, der gesenkten Hauptes ein paar Schritte voraus ging, drehte sich plötzlich um und sagte an seinen Sohn gewandt: „Junge, man sollte die „Äpfel" herunterholen. Ich will versuchen, die Skizze vorwärts zu bringen."

Cézanne liebte Kunstgegenstände leidenschaftlich, aber er wünschte sie auf ihren natürlichen Platz, ins Museum. Es waren auch in seinem Atelier weder seltene Gemälde noch wertvolle Möbel zu sehen, nichts von all dem Gerümpel, worauf Künstler sonst so erpicht sind. Auf dem Boden lag ein großer Karton vollgetüncht mit Aquarellen; ein paar Äpfel auf einem Teller gingen ihrer vollständigen Verwesung entgegen, ohne daß sie deshalb aufhörten, als Modell zu dienen. Am Fenster hing ein Vorhang, der seit jeher den Hintergrund zu den figuralen Bildern oder zu den Stilleben abgegeben hatte; an den Wänden endlich einige Stiche oder Photographien stellten recht und schlecht, eher schlecht, die „Arkadischen Schäfer" von Poussin, den „Lebenden den Toten tragend" von Luca Signorelli und einige Delacroix dar; ferner „das

Begräbnis zu Ornans" von Courbet, die „Himmelfahrt" von Rubens, einen „Amor" von Puget, einige Forains, die „Psyche" von Prud'hon und sogar die „Römische Orgie" von Couture.

Bei dem Diner, zu dem ich eingeladen war, zeigte sich Cézanne sehr lustig. Was mir am meisten auffiel, war seine außerordentliche Höflichkeit und die Art und Weise, wie er seine Nachbarn um die kleinsten Gefälligkeiten bat. Sein Lieblingswort war: „Entschuldigen Sie einen Augenblick!" Trotz der großen Höflichkeit und Gutmütigkeit paßte ich auf meine Worte nicht minder auf, um den Zorn Cézannes, der zum Losbrechen immer bereit war, nicht herauf zu beschwören. Und bei aller Vorsicht passierte mir dann doch eine große Dummheit. Es war von Gustave Moreau die Rede. Ich sagte: „Der scheint ein ganz vortrefflicher Professor zu sein." Im Augenblick, als ich zu reden anfing, führte Cézanne eben sein Glas an die Lippen; er hielt inne, ohne es wieder hinzustellen; mit der andern Hand machte er ein Rohr, um besser zu verstehen, da er ein wenig schwerhörig war. Er faßte das Wort Professor voll auf und es traf ihn wie ein elektrischer Schlag.

„Professoren", rief er und setzte das Glas so heftig hin, daß es zersprang, „das sind Schmierfinke, Kastraten und . . .; die haben kein Zeugs im Bauch!"

Ich war niedergeschmettert. Von dem Unheil, das er selbst angestiftet, blieb Cézanne erst ganz verblüfft. Dann brach er in ein nervöses Lachen aus und kam auf Gustave Moreau zurück:

„Daß dieser ausgezeichnete Ästhet nichts als abgedroschenes Zeug hervorzubringen imstande ist, das kommt daher, daß seine Träume von Kunst nicht vom Erleben der Natur eingegeben sind, sondern von dem, was er in den Museen gesehen hat und mehr noch von dem philosophischen Geist, der von der allzugroßen Vertrautheit mit seinen bewunderten Meistern stammt. Ich möchte

den braven Mann mal unter meiner Hand haben, um ihm den gesunden, erhebenden, einzig richtigen Begriff von der Entwicklung der Kunst durch die Berührung mit der Natur beizubringen. Der Kernpunkt ist, begreifen Sie, Herr Vollard, heraus aus der Schule, aus jeder Schule. Pissaro, der wußte Bescheid. Immerhin ging er ein wenig zu weit, als er sagte, man müßte alle Leichenstätten der Kunst niederbrennen."

Etwas später nannte man den Namen eines jungen Aixer, der kürzlich in Paris den Doktor gemacht hatte. Da, um die Stadt Aix zu preisen, und auch ganz froh, etwas so ganz Banales zu sagen haben, daß jeder Kritik entschlüpfte, verlautete ich den Gedanken, daß Aix stolz darauf sein könne, einen zukünftigen Gelehrten auf die Welt gebracht zu haben. Herr Cézanne Sohn machte mir ein Zeichen. Ich wollte im Augenblick nicht weiter darauf eingehen, aber vom Tisch aufgestanden, bekam ich die Erklärung zur Geste: „Mein Vater", sagte der junge Mann, „verabscheut die Gelehrten; er meint, ein Gelehrter ist soviel wie ein Professor."

Zum Glück sah man diesen Abend weder Gelehrte noch Professoren, so daß alles in bester Ordnung verlief. Während des Restes der Mahlzeit sprach man friedlich von Malerei und Literatur weiter. Cézanne schmetterte seine Begeisterung für Courbet heraus, „abgesehen davon, daß er im Ausdruck ein wenig schwerfällig ist". Ich sprach von Verlaine; statt mir zu antworten, sagte er, sich erhebend, die Verse her:

Und weißt du noch das Ding, mein Herz, das neulich
Wir sahn im süßen Sommertag;
Wo unser Weg abbog, ein Aas, abscheulich,
Das auf dem Kies gebettet lag.
Die Beine in die Höh: ein tolles Weib
In Liebeswut und gift'gem Schweiß,
Spreizt es wie selbstverständlich auf den Leib,
Von bösen Dünsten voll und heiß . . .

Als er aufhörte, brachte ich im Gespräch den Namen Verlaines wieder vor. Cézanne unterbrach mich: „Der einzige Große ist Baudelaire; seine „Romantische Kunst" — fabelhaft. Und er irrt sich nie in den Künstlern, die er anerkennt."

Cézanne konnte weder van Gogh noch Gauguin leiden. Emile Bernard erzählt, daß, nachdem Van Gogh einmal seine Bilder ihm gezeigt hatte, er Cézanne fragte, was er davon halte. Er antwortete:

Um aufrichtig zu sein, Ihre Malerei ist verrückt."

Gauguin beschuldigte er, daß dieser versucht hätte, ihm sein „bißchen Erlebnis zu klauen". Ich versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit Cézanne zu versichern, wie sehr Gauguin ihn bewunderte und schätze. Aber Cézanne dachte nicht mehr an den Maler von Tahiti. „Stellen Sie sich mal vor, Herr Vollard", sagte er zu mir mit dem Wunsch, Teilnahme für sein eigenes Schicksal zu erwecken, „ich habe ein bißchen Erlebnis, aber ich komme nicht so weit, mich ausdrücken zu können; ich bin wie einer, der ein Stück Gold besitzt, und nichts damit anzufangen weiß."

Um dem Meister diese Gedanken auszureden, erzählte ich ihm, daß ein Liebhaber kürzlich in meinem Laden auf einen Schlag drei Bilder von ihm gekauft habe. „War es ein Landsmann?" fragte Cézanne. „Ein Ausländer, ein Holländer". „Ach, haben die schöne Museen!" rief Cézanne aus. Ich wollte gerne meine Kenntnisse in der Kunst merken lassen, so pries ich denn die „Nachtwache"

„Dies ist eines jener Meisterwerke" nahm Cézanne wieder das Wort, „daß man nicht in Ruhe betrachten kann. Man muß auf den Zehen herumgehen und so hinschauen. Der Stuhl, auf dem man sitzt, fängt an zu wackeln, die Leute machen einem fürchterliche Augen und wenn man sich schnäuzen will, dann muß man davonrennen. Zum Schluß macht mich das Grandiose, ich muß es sagen, müde. Es gibt auch Berge, wenn man

sie vor sich hat, da schreit man: Herrgottnocheinmal; aber für den Alltag genügt mir ein Hügel vollauf, meinen Sie nicht, Herr Vollard? Das „Floß der Meduse" in meinem Schlafzimmer zu haben, das würde mich anöden. Übrigens, wann werde ich ein Bild von mir in einem Museum sehen?"

Eben war das Museum von Berlin im Begriff, einen „Weiher von Bouffon" zu erwerben. Ich sagte dies Cézanne und beklagte den Einspruch des deutschen Kaisers gegen die Impressionisten. „Er hat ganz recht," rief Cézanne, „die ganzen Impressionisten, das ist nur ein Reinfall. Das einzig richtige ist, Poussin nach der Natur neu zu machen. Da ist alles drin!"

Er wandte sich mit vertraulicher Miene zu mir, aber ziemlich laut, wie es etwas schwerhörige Leute gewohnt sind: „Wilhelm, der ist tüchtig!" War wohl das Einverständnis vollständig zwischen dem deutschen Kaiser und Cézanne? Ich wurde gleich eines Besseren belehrt, als ich den Namen jenes Kaulbach aussprach, von dem, wie man erzählt, Wilhelm zu sagen pflegt: „Auch wir haben einen Delaroche." Cézanne tobte: „Ich dulde keine Kastratenmalerei!"

Das Gespäch kam auf Corot. Cézanne sagte mit vor Lachen erstickter Stimme: „Emile hätte sich Corot gewiß restlos gefallen lassen, hätte der nur seine Wälder statt mit Nymphen mit Bauernweibern bevölkert." Und sich erhebend ballte er die Faust gegen einen imaginären Zola: „Der verdammte Dummkopf!" Sein Zorn war im Augenblick wieder weg, aber in der Stimme klang ein Rest von Erregung weiter. „Entschuldigen Sie bitte, ich liebe Zola so sehr!"

Was Puvis de Chavannes anbelangt, mußte ich nicht erst fragen, was er von ihm hielt. Der Maler R. . . . hatte mir erzählt, eines Tages sprach man im Atelier eines ihrer Freunde von Puvis und jeder sang das Lob des „Armen Sünders". Cézanne, den man auf dem

Sofa eingeschlafen glaubte, erhob sich halb und sprach: „Ja, es ist gut imitiert". Ich muß hinzufügen, daß Puvis de Chavannes in einer Cézanne-Ausstellung, nachdem er die Bilder aufmerksam betrachtet hatte, achselzuckend davonging.

Cézanne liebte Whistler und Fantin-Lataur ebensowenig, aber die blieben ihm ihrerseits nichts schuldig. Als Whistler einmal bei mir Gelegenheit hatte, das Bildnis der Schwester Cézannes zu sehen, das so sonderbar an einen Greco erinnert, sagte er ernst: „Wenn ein Kind von 10 Jahren so etwas auf seine Schiefertafel zeichnet, würde es seine Mutter, wenn sie eine gute Mutter ist, verhauen!"

Dasselbe Lied bei Fantin-Latour. Ich kam bei ihm einmal mit Herrn X, einem der nettesten Conservatoren vom Louvre zusammen, und bat den um Erlaubnis, ein oder zwei Cézannes ins Museum bringen zu dürfen, um sie den Bildern Chardins und Rembrandts gegenüber zu halten. Fantin-Latour war die Gutmütigkeit selbst und äußerte immer nur milde Wahrheiten, besonders über Maler; aber bei der Vorstellung, daß man ein Gemälde von Cézanne durch die Säle des Louvre spazieren führte, brach er aus: „Nein, spielen Sie bei mir mit dem Louvre nicht!"

Cézanne liebte seine Geburtsstadt leidenschaftlich, wo ihm jedes Haus, jede Gasse seine Kindheit wach rief. Dafür aber hielt er die Aixer für Barbaren. Jene beurteilten ihn mit gleicher Strenge; nichtsdestoweniger war die Geringschätzung für ihren Landsmann von dem Tag an weniger lebhaft, wo Cézannes Malerei Käufer fand.

Ich bildete mir ein, daß ich mich in Aix nur bücken müßte, um die Cézannes aufzulesen. Es wurde erzählt, daß der Maler seine Bilder lange Zeit jedermann angehängt, oder sie sogar oft an Ort und Stelle liegen gelassen hatte, wie das Aquarell „Die Badenden", das Renoir während eines Spazierganges in den Estaque-Felsen

entdeckt hat. Meine Erwartungen schlugen fehl, die Aixer waren nicht die Leute, die sich mit allerlei Kniffen betören ließen. Man kann sich also meine Freude vorstellen, als ich ein Individuum, ein Bild unter dem Arm, in meinem Hotel ankommen sah. „Ich hab da einen", sagte er ohne Umschweife, „und wenn die Pariser sowas brauchen können, und man daraus ein Geschäft machen kann, so will ich meinen Teil daran!" Und das Bild enthüllend, zeigte er mir einen Cézanne. „Nicht weniger als 150 Francs!" rief er und schlug sich fest auf die Schenkel, um seine Forderung zu bestärken und auch um sich Mut zu machen. Als ich ihm das Geld abgezählt hatte, sagte er: „Cézanne hält sich für einen Schlaukopf, aber er ist doch reingefallen, als er mir das geschenkt hat!" Nachdem er seiner Freude freien Lauf gelassen hatte, winkte er: „Kommen Sie".

Ich folgte ihm in ein Haus, wo im Flur, der in Aix als Rumpelkammer zu dienen pflegt, einige großartige Cézannes die Nachbarschaft von höchst verschiedenen Gegenständen genossen, einem Vogelbauer, einem zerbrochenen Nachttopf, alten Schuhen, einer ausrangierten Klistierspritze (es ist ja bekannt, daß die Leute im Süden es nicht über sich bringen können, irgend etwas wegzuwerfen oder zu vernichten, was einmal ihr Eigentum war). Mein Führer klopfte an die Türe, die sich, durch eine Eisenkette gesichert, eine Spanne weit auftat. Mann und Frau liefen herbei. Fragen wurden gestellt, reichlich. Es herrschte entschieden kein Vertrauen, schon auf der Schwelle fing ich die Frage auf: „Kennst Du auch deinen Fremden genau?" Eine Unterredung folgte dann, endlos. Schließlich forderten sie 1000 Francs für die Cézannes im Flur. Ich beeilte mich, den Schein hinzugeben. Neuerdings Beratung unter den Aixern; die Sache wäre erst abgemacht, sagten sie mir endlich, wenn die Credit Lyonnais den Schein anerkannt habe. Der Mann nahm die Angelegenheit auf sich; die Frau empfahl ihm, Gold zu holen, falls der Schein

für richtig befunden würde, „denn das wäre sicherer, schon wegen der Feuergefahr". Als der brave Mann mit dem edlen Metall beladen zurückkam, war die Freude so groß, daß ich als Draufgabe auch noch ein Seil bekam, um die Cézannes zusammenzubinden. „Das ist aber ein feines Seil", ließ mich die Frau wissen, „wir würden es nicht jedermann schenken". Damit war noch nicht Schluß meiner Ueberraschungen; kaum hatte ich das Haus verlassen, da hörte ich ein Hallo aus dem Fenster: „He! Sie, Künstler, einen haben Sie vergessen!" Und eine Landschaft von Cézanne sauste mir vor die Füße.

Man erwähnte mir noch einen Aixer, der einige Studien von Cézanne besitzen sollte. Nach ein paar Worten machte er: „Ah! Cézanne, den kenn ich gut, ich habe ihn ja aufwachsen sehen. Aber Studien, nein, sowas habe ich nie betrieben". Ich versuchte mich anders verständlich zu machen: „Hat Ihnen Cézanne niemals etwas geschenkt?" „Oh, der Arme, Bilder hat er mir geschenkt, von ihm selbst gemachte. Ich mache Gedichte".

Und der Alte zog ein Papier aus der Tasche und fing an unter dem verlockenden aber trügerischen Titel: „Das ist ein Sonett", mehrere hundert Verse vorzutragen. Als er endlich Atem schöpfte, drang ich unverzüglich auf ihn ein: „Und dachten Sie nie daran, Ihre Bilder von Cézanne zu verkaufen?" . . . Er verkaufte nie die Sachen, die man ihm geschenkt hatte, wenn sie auch nicht schön waren.

Auch in meinem Unternehmen bei Frau von R. war mir nicht mehr Glück beschieden; sie gehörte nicht minder zu jener Klasse von Sammlern, deren Eigenliebe ein Verkaufsangebot nicht dulden kann. Jemand von ihrem Haushalt machte sie einmal aufmerksam, daß die zahlreichen Ratten die Cézanne-Bilder in ihrer Verbannung auf dem Dachboden schließlich verwüsten werden: „Was machts, wenn meine Ratten meine Cézannes auffressen; ich gehöre einmal nicht zu der Rasse der Händler".

Das war mein letzter Versuch. Dafür sollte ich aber meinerseits von all den Leuten der Gegend bestürmt werden, die Malerei betrieben oder zu betreiben wünschten, „da sich das in Paris verkaufen läßt". Ich entmutigte nach Kräften jene, die mir Proben ihrer Werke brachten, indem ich Ihnen auseinander setzte, daß sie „zu richtig gemacht" seien dazu, daß man sie in Paris verkaufen könne, wo man nicht der „richtigen" Malerei den Vorrang gäbe. Meine Besucher gaben sich noch nicht geschlagen. Sie wandten ein, daß es ihnen ganz leicht wäre, alles „verkehrt" zu malen, dann müßte man aber auf Bestellung arbeiten können, denn wenn die Mode einmal in Paris anders würde, was fängen sie mit ihren Gemälden in Aix an, wo man die „richtig gemachte" Arbeit liebe?

Ein anderer Aixer glaubte, das Geheimnis von Cézannes Erfolgen bei den Parisern entdeckt zu haben. „Ich weiß schon, wie das ist", sagte er mir, „man kauft die Sachen in Paris, um sich nachher über die Aixer lustig zu machen." Es ist übrigens eine ziemlich verbreitete Ansicht im Süden, und ich glaube sogar auch im Norden, daß Paris seine Augen auf die Provinz gerichtet hat, nur um es auszulachen.

Unter all diesen Palettenquälern tat sich in erster Reihe eine Apothekerin hervor, die sich rühmte, von Cézanne Ratschläge und Ermutigung zu bekommen; in ihren Mußestunden malte sie liebevoll kleine Schäfchen, im Stall am Stroh knabbernd, à la „Neue Kunst". Ich sprach mit Cézanne über seine Schülerin. Er sagte: „Sehen Sie mal Herr Vollard, Frau X hat mich gebeten, ihr Stunden zu geben; ich habe ihr gesagt: nehmen sie sich ein Beispiel an mir. Man muß sich vor allem bemühen, seine Eigenart zu entwickeln. Sie ist eine tüchtige Arbeiterin, und wenn sie so weiter macht, wird sie in einigen 20 Jahren eine vorzügliche Nachläuferin der Rosa Bonheur abgeben. Wenn ich so geschickt wie Frau X wäre, hätte ich schon längst meinen Platz im Salon".

Auf diese Weise gelang es Cézanne, daß soviele Leute, die Interesse an ihm hatten, ihm aufs Wort glaubten, er sei eben nur ein verkrachtes Genie. Doch wenn er Frau X zum Malen aufmunterte, tat er es nicht, um sich über sie lustig zu machen, denn er mochte jeden gut leiden, der aufrichtig bestrebt war, seine Eigenart zu entwickeln. Diese Aufrichtigkeit vermißte er sowohl bei Signole wie bei Dubufe, von dem er im Museum von Aix den „furchtbar richtigt gemachten" „Gefangenen von Chillon" sah. In Bouguereaus Kunst fand er mehr Ehrlichkeit. Manchmal bei Wutanfällen gegen sich selbst wegen seinen Schwierigkeiten zu „realisieren", ließ er sich bis zu dem Ausruf fortreißen: „Ach wäre ich nur Bouguereau!" Und zur Erläuterung fügte er gleich hinzu: „Der hat seine Eigenart entwickelt".

Cézanne wollte mich eine „ziemlich gut gelungene" Studie sehen lassen, die sich bei seiner Schwester, Fräulein Marie, befand; doch fanden wir niemanden zu Hause, es war um die Vesperzeit. Da mir das Gemälde zu bewundern versagt blieb, bat ich Cézanne, einmal durch den Garten zu gehen. Und nie ward mir ein Spaziergang von größerem Heil. Überall Aufschriften mit Gebeten, Ablaß sichernd, manche für einige Tage, andere für mehrere Monate, ja wahrlich, für ganze Jahre.

Nach dem Besuch bei Fräulein Marie gingen wir mit Cézanne den Arc entlang. Wir flohen vor der Hitze, kein Lufthauch regte sich. „Diese Temperatur," sagte mir Cézanne, „ist allein für die Ausdehnung der Metalle von Vorteil, und für den gesteigerten Absatz von Getränken, eine Industrie die in Aix beträchtliche Ausdehnungen anzunehmen scheint . . . Diese Anmaßung der Intellektuellen in meiner Heimat geht mir auf die Nerven; so ein Haufen von Trotteln, von Schafsköpfen und Käuzen!"

Ich: Es gibt doch gewiß auch Ausnahmen?

Cézanne: Mag sein, nur machen sich die Ausnahmen nicht bemerkbar. Die Bescheidenheit verkennt sich selbst

immer. Denn Jo (den Dichter Joachim Gasquet) habe ich gerne.

Cézanne beobachtete, mit der Hand die Augen beschattend, eine Flußpartie: „Wie schön wäre es dort, einen Akt zu malen! Hier am Flußufer häufen sich die Motive; dieselbe Ansicht, unter verschiedenen Winkeln geschaut, bietet so vielfach zu fesselndsten Studien Gelegenheit; ich glaube, ich könnte mich monatelang damit beschäftigen, ohne den Platz zu wechseln, einmal ein bißchen mehr nach rechts, dann mehr nach links gebeugt."

„Hören Sie mal, Herr Vollard, die Malerei ist mir entschieden das Höchste. Ich glaube, daß ich vor der Natur lucider werde. Unglücklicherweise ist bei mir die Realisierung meiner Erlebnisse immer sehr qualvoll. Ich kann es nicht bis zu der Intensität bringen, die sich in meinen Sinnen entfaltet; ich habe den wundervollen Farbenreichtum nicht, der die Natur belebt. Und doch, meiner farbenfrohen Gesichte halber, tut mir mein fortgeschrittenes Alter leid. Es ist bedrückend, nicht mehr Zeit für noch viele Proben meiner Ideen und Erlebnisse übrig zu haben. Sehen sie sich die Wolke an: das möchte ich wiedergeben können. Monet, der kann es. Er hat die Muskel."

Claude Monet war derjenige zeitgenössische Maler, den Cézanne am höchsten hielt. Es passierte ihm zwar manchmal, daß er im Haß gegen die Impressionisten auch auf den Maler von „Heures" diese Grille losließ: „Monet ist nur Auge". Doch er mußte gleich hinzufügen: „Aber, Herrgott, was für ein Auge!"

Wir waren in die Stadt zurückgekehrt. Cézanne führte mich vor die Erlöserkirche, deren prächtig geschnitzte Tore aus massivem Nußholz, eine sehr feine Arbeit von etwa um 1500, ich bewundern sollte. Er zeigte mir auch im Innern ein Gemälde, den „Brennenden Dornbusch", das die alten Leute von Aix dem König René zuschreiben. „Jedenfalls", sagte er mir, „ist es unverschämt gut nachgemacht."

Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich Cézanne, daß ich in den „Memoiren eines Touristen" von Stendhal gelesen habe, es wäre der gute König René gewesen, der in Aix die Fronleichnamsprozession eingeführt hätte. „Die schöne Prozession", gab er zurück, „bin ihr oft gefolgt mit meinem Freund Zola, als wir noch jung waren".

Nach dem Verlassen der Kirche kehrte Cézanne in sein Haus zurück, denn seine Ruhestunde war da. Er empfahl mir Musik zu hören, auf den Korso zu gehen, einen der hübschesten Stellen von Aix, mit goldenen Platanen und drei Brunnen, von denen der mittlere warmes Wasser gab. Ich stellte fest, nicht ohne Ueberraschung, daß eine Zierde des Platzes, das Denkmal des Königs René, das ich von der größten Ehrerbietung von ganz Aix umgeben glaubte, schwarz bekleckst war. Ich schrieb diese Missetat den Republikanern der Stadt zu; aber ich durfte bald erfahren, daß es ein eingeschworener Regionalist war, der ein Tintenfaß auf das Oberhaupt der ehemals souveränen Provence gegossen hat, um ihn dafür zu bestrafen, daß er im Sterben seine Länder ohne Schutz gegen die Habgier des Königs von Frankreich zurückgelassen hatte. Ich erfuhr bei derselben Gelegenheit, daß als Protest gegen die Einverleibung der Provence in Frankreich, einige Aixer, fanatische Separatisten, sich jedem Handel mit „Fremden" sorgfältig verschlossen; unter dieser Bezeichnung ist ein jeder gemeint, der jenseits von Valance geboren ist.

Stendhal findet die Strecke von Aix nach Marseille fürchterlich häßlich, gewiß weil er nicht so glücklich war die Malerei Cézannes zu kennen, die ihm die Schönheit dieser Gegend aufgeschlossen hätte. Ich aber, dieses Glückes teilhaftig, empfand beim Verlassen von Aix das gleiche Entzücken wie bei der Hinfahrt; mir schien während der ganzen Fahrt von Aix nach Marseille, als liefe das Eisenbahngleis zwischen lauter Bildern von Cézanne.

Anton Schnack:

DREI GEDICHTE

AM MAIN

Da sind viel zauberische Dinge: Morgenwolken, Silberfische, Mond am Giebeldach, da ist ein Burschensang im Dorf, da ist viel Tanz bei einer Mundharmonika,
Im Winter zarter Abendschnee, im Februar der große Zug von Eis,
Da ist das Würzburg, glitzernd, gottgeweiht, mit Bischofsgräbern, kostbar reichen Toren, hier sah ich viel an Prunkwerk, Schnitzereien, hier sah ich die Gesichter junger Frauen feurig, blühend, heiß,
Oh diese Gärten, darin ich hinschlief, ohn Obdach, unterm schwarzen Glanz des Himmels, viel überlaufner Wind und ein Gelächter dort und da.

Von Vögeln auch ein Heer im Morgengraun gen Fünf. Was war Trient im Süden, die samtne Lombardei, der Winter zu Davos,
Was war mir feuriges Theater, Schönbergkonzerte voll ungeheurer Dissonanz, wenn von den Türmen kam der erzne Glockenstrom,
Ging ich da nicht in mich, war ich da nicht erfüllt von Gott, von Litaneien, pfingstlichen Gesängen, von Flurwallfahrten, Heiligenbildern, alt und wunderbar, ging ich da nicht zur Morgenmesse in den hohen Dom,
Vergaß ich da nicht jeden Tanz, die Aventuren, die gesamte Welt, vergaß ich da nicht Beischlaf, Rudersport und Lagerung im Moos? —

Hier wusch ich mein Gesicht mit heilgem Flusseswasser, verklärten Herzens, bebend, freudig, mit inbrünstiger Liebe, mein Antlitz, auf das sich Staub lärmvoller Städte spie,
Das im Musikrausch saß, das Lichter überflammten, das jauchzend war in Grün und Gärtenstrichen, das wächsern in der Dunkelheit an Fenstern lehnte, davor die Landschaft finster hingespannt,
Das einen Christus küßte in verzweiflungsvoller Nacht, das bei geliebter Frau lag schön bei Schlaf und Traum, das morgendlicher Regen peitschte und Schnee der Winter kühlte. —

So aber nun in Frankens reichem Landschaftsstrich, gewölbter Abendzeit, die ganz voll Singen war, voll Honigduft, voll betenden Wallfahrern mit wehendem Gezelt, voll Winden warmer leichter Art aus Hain und Hügelknie,
Voll Niederfall von Sternen, bläulich, zischend, grün, durch heiße Nachtluft, Wolkenfetzen, da war mir alles heilig, überstürzend, göttlich, groß, daß ich von Schultern, Lenden, Schenkeln riß das staubige Gewand
Und dastand wie ein Baum, wie ein Gewächs, das sich mit allen Wurzeln diesem Boden heimatlich, verblutet und grenzenlos verwachsen fühlte . . .

SELTSAME LANDSCHAFT

Breit lag sie aufgebaut die helle Landschaft an dem Main mit goldnen Wolkensegeln, zartem Abendrauch, mit lindem Wind, darin ich pfeifend schritt
Die Melodien des Volks aus Mühlenkammern, dämmerigen Gärten; mein Haar flog lang, im Herzen viel Musik, und da ich schritt durch Flur,
Durch Sommerweizen, aufgerauschtes Korn, durch Wiesen, sumpfig, sickernd, naß, durch seichtes Wasserblau vorbei an Zäunen, Blumenbeeten, wildem Wein, da dacht ich nicht der Landschaften um Winterthur,
Um Solothurn, von Teschen, Prag, von Wien, von St. Denis und feurigem verzauberten Madrid.

Wie saß ich da zur Nacht, wie lief ich groß im Mond, der über Bamberg stand, unirdisch rot, fremd, märchenhaft, ganz rund,
Wie lag ich abends da, entweder nackt am Fluß oder am Glanz des Bachs, barfuß, und Silberfische um die jungen Knöchel, die unzählbaren Sterne feierlich hochoben,
Die Flötenmelodie der Winde in den samtnen Wipfeln, von Balsamruch aus Gärten, vom Abendreif der Wiesen und dem Duft der Wasser kühl und leicht umwoben,
Mit jungen Tymianstengeln, violett, im Mund.

Im Hirn geklärte Weisheit, daß die Stadt verrucht, gewaltig, schrecklich, bös und dunkel sei,
Daß hier jedoch November würden ungeheuer traurig, daß hier ein März aufsteht mit frischem Wind, seltsamen Schnepfen, ersten Veilchen, Grün, ganz klein und zart
Daß Rehe nachts durch die Alleen kommen, daß wilde Feuer plötzlich auf den Feldern sind,

Daß Engel durch die Stuben leicht und heilig gehen, daß Julinächte wären, weiß, voll riesigen Gewittern, wo Brausen wie ein Wind war in der Luft und fremden Vogelschrei,
Daß Kinder wie unfaßbar tiefe Wunder in den Abendstunden lärmen, daß Dämmerungen überhauchen ein Gesicht, das durch die Gärten geht mit visionärem Bart,
Daß hier aus Fenstern steigt Musik, die Weichheit einer Geige in den Raum der Nacht so überaus, daß allen, die vorüberkommen, ein wunderbares stilles Weinen rinnt.

UNTER ALTEN BÄUMEN

Unter dem dunklen Gewölbe: ein Brunnen, spielende Kinder, eine blaue Schmetterlingsschlacht,
Eine träumende Frau . . . Weißer werde ich werden, wenn ich darunter stehe, bezuckt, bezittert
Vom schwankenden Licht, von Schattenwurf, bläulich, sehr schwarz, schön, wenn es heraufgewittert
Grün, mit Blitzschnüren, goldnen, violettnen kreuz und quer, bis hinein in die Nacht,
Bis hinein in die hohe Finsternis, aus Norden heraufgekrochen, schrecklich, unsagbar . . .
Unter dem dunklen Gewölbe: ein Abend, göttlich, mit einer Geliebten, blondhaarig, schlank,
Zu sitzen, bis Sterne herunterfliegen, feurig, golden vor dem geblendeten Gesicht, braun und krank,
Bis ich weinen muß in ihrem Schoß, während Amseln gluckern im Wipfeldunkel, überströmend, bräutlich, wunderbar,
Während Feuerfliegen kreisen, im Reigen steigen, fein und zierlich, in glühendem Kreis wie leuchtende Sterne,
Sprunghaft, tänzelnd, heiter, leichtsinnig, während die Nacht kommt, alt und blau, unenträtselt, mit Mond, goldrotem, halben,
Während die Brunnenwasser dunkler werden, leiser, traulicher, während ein Antlitz erscheint traulich am Fenster, bogig, grün,
Schattenhaft, schwebend, müde, wie Sehnsucht, voll Gram, voll herrlicher Trauer, bleich und ferne.
Süß bin ich im Hirn, heiß im Herzen, dunkel singen Vögel über mir Traumhaftes, Keusches, Märchenhaftes; oh, unter dem hohen Gewölbe zu stammeln: von Schnee und Wundersalben,
Altes Zeug, Lieder aus gelben Büchern, seltsame Gebete, Worte der Rätsel, oder zu träumen Ostindisches oder plötzlich ganz blau wie eine Blume zu blühn!

Ernst Barlach:

DIE ECHTEN SEDEMUNDS

Drama

PERSONEN:

Der alte Sedemund
Der junge Sedemund
Onkel Waldemar Sedemund
Grude
Frau Grude
Sabine
Schneider Mankmoos
Candido Franchi
Ring
Gierhahn
Ehrhahn
Schaukelstrick
Wachtmeister Lemmchen
Bildhauer Bromann
Kutscher Karl
Grabbesorger
Grete Mankmoos
Schützen
Publikum
Tischlerlehrling
Gärtnerlehrling
Anstaltswärter
Wandervogel Susemihl

SECHSTES BILD.

Das Innere einer baufälligen frühgotischen Kapelle, ausgeräumt und als Magazin für allerlei unverwendbares, antikes städtisches Eigentum, wie alte Grabkreuze, geborstene Holzfiguren, auch Plunder aus neuerer Zeit, etwa Reste von Festdekorationen, dienend. Das eigentliche kirchliche Inventar ist abgedankt. Im Hintergrund zwei überschlanke Spitzbogenfenster und rechts seitwärts ein riesiges Kruzifix in Holz, ein in Renovierung begrifffenes uraltes, strenges Schnitzwerk an die Wand gelehnt. Vor ihm steht beim Schein einiger Kerzen, die auch den übrigen Raum dürftig belichten, der Bildhauer Bromann auf einem Tritt, indem er einen von ihm geschnitzten Arm des Christus an seinen Platz paßt. Dann steigt er nieder und prüft die Gesamtwirkung. Die Menge ist verteilt. Die meisten sitzen auf dem Gerümpel herum. Links auf einem alten Holzkreuz hockt der Alte Sedemund, Onkel Waldemar steht neben ihm, während der junge Sedemund mit dem Bildhauer zu reden beginnt. Frau Grude geht ab und zu. Sabine hält so ziemlich den Mittelpunkt des Raumes inne. Der Orgelspieler wird kaum bemerkt. Der Christus in Holz in seiner schrägen Lage ist gleichsam in beginnendem Aufschweben.

Bromann (zu dem jungen Sedemund): Wir bekommen morgen Besuch vom Bezirksbaurat, und dann besieht er auch meinen Christus. Das heißt, der Christus selbst, sagt er, ist aus allerbester Zeit und manche sagen von ihm selbst, daß er ein ganz bedeutender Kenner und Bewunderer der Zeit ist, die er für die allerbeste hält. Der Arm von mir, befiehlt er, muß auch wie aus allerbester Zeit sein, aber er ist so geworden, wie ich ihn auf der Akademie machen gelernt habe. Das ist ein bedeutender Unterschied, wie Sie gefälligst bedenken wollen.

Der junge Sedemund: Der Christus ist aus Marter und Mühsal gemeistert, der Arm ist der Arm eines faulen Menschen, der sein Leben lang keine Mahlzeit überschlagen hat. Entschuldigen Sie!

Frau Grude hat zugehört und tritt zufällig unter die Kreuzarme.

Bromann (begeistert): Ach, sehen Sie doch — so wie die Dame da steht, genau so gehört die Maria darunter, die Mutter, deren überlebensgroßer Sohn über ihr, abgewandt, nicht achtend ihrer kläglichen Mütterlichkeit, ob der Welt hinschaut. Sehen Sie, verehrter Herr, unsere Söhne, das sollten alle Mütter und am Ende auch alle Väter fassen, unsere Söhne sind unsere Richter und Rächer unserer Unwerte. Das müßten alle werdenden Mütter sich sagen — habe ich recht?

Der junge Sedemund: Es könnte so einigermaßen hinkommen.

Bromann (saugt an der Zigarre): Sie begehrt einen Blick von ihm, aber er — schaut beleidigend über sie hin. Die Frauen bedenken nicht, daß ihre Kinder von Geistes Gnaden sind, sie vergiften sie im Leibe mit gemeiner Menschlichkeit. Sie glauben an keinen Geist als Gewissen um sich und in sich.

Da Sedemund sieht, daß Frau Grude sich getroffen fühlt, legt er Bromann den Arm auf die Achsel und bedeutet ihm, zu schweigen. Sie treten, um die Unterbrechung des Gesprächs zu motivieren, zurück, wie um einen freien Blick auf den Christus zu gewinnen und stehen nun knapp vor dem alten Sedemund.

Der alte Sedemund: Drehen Sie sich um und decken Sie mir weitere väterliche Verfehlungen gegen höhere Kindlichkeit auf, aber sprechen Sie direkt, ich dank's Ihnen.

Sie kehren sich zum Alten. Frau Grude geht langsam und geneigten Hauptes, als ginge sie durch ein niedriges Tor, vor den Christus und sieht hinauf. Der junge Sedemund geht schnell, froh, vom Vater loszukommen, zu ihr.

Frau Grude: Wissen Sie, was er sagt? Er sagt: jeder Geborene wird einmal ans Kreuz geschlagen. Darum bringe deinen Sohn so auf den Weg, daß er in der grausamsten Stunde hinaufschaut und über der Welt schwebt. Ich höre noch mehr.

Der junge Sedemund: Recht, Frau Grude. Es gibt schon genug Schächer auf der Welt. (Er führt sie im Gespräch nach hinten.)

Der alte Sedemund: Na, Herr Bromann, Christus hin, Christus her, wenn er heute lebte, würde er als Vagabund und Aufwiegler in Nummer Sicher gebracht — und sehr mit Recht.

Bromann: Aber er fände vielleicht vorher Gelegenheit, zu sagen: „Sei sehend, Herr Sedemund", wie zu dem Blinden.

Der alte Sedemund: Ach was, er riß ein Streichholz an und wies ihm den rechten Weg, das war die ganze Kunst. Im Dunkeln brauchen wir alle Stöcke, die Blinden wie die Gesunden — alle stockblind.

Bromann: Sie sagen, Christus hin, Christus her, Gekreuzigte hat es tausendmal Tausend gegeben. So sind Sie mit den Menschen umgesprungen, fühlen Sie kein Mitleid?

Der alte Sedemund: Hat er Mitleid mit mir? Er ist nicht schlimmer dran als ich. (Breitet die Arme aus.) So — braucht es nicht immer auszusehen, wenn es einem kreuzübel ist.

Bromann: Sie?

Onkel Waldemar: Sein eigenä Sohn, Herr Bwomann, hat ihn sozusagen ans Kweuz dä öffentlichen Kennzeichnung geschlagen. Gwausam und unkindlich.

Bromann (schüttelt den Kopf): Wieso, Herr Sedemund, was kann sein Sohn über ihn bringen, was ihn kennzeichnete?

Der alte Sedemund: Da muß schon etwas dran sein, meinen Sie?

Bromann (sieht ihn sprachlos an).

Der alte Sedemund: Sehen Sie, schon geben Sie meinem Sohn recht. Warum nicht gar, wir sind allzumal Sünder, wie Sie wissen. Lassen Sie nur und tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie ein Stück seitwärts, damit ich kreuzkameradschaftlich Ihren frischlakierten Christus beschauen kann.

Bromann (geht beiseite).

Onkel Waldemar: Bwuder, Bwuder, das war fueilich unklug, das war falsch, taktisch verfehlt.

Der alte Sedemund: Taktisch? Donnerwetter Waldemar, was gibt's hier für Taktik?

Onkel Waldemar (beschwörend): Du sitzest da, wiklich wie ein armä Sündä, das geht nicht an, Bwuder; hingegen solltest du die Leute liebä iwwe zu machen twachten, ob sich Lust und Liebe zum Klatsch in deinem Falle lohnen.

Der alte Sedemund: Das Aas soll den Fliegen Rosenduft vorflunkern — das wäre wahrlich ein gescheites Aas, Waldemar.

Onkel Waldemar: Glaube mir, du gewinnst Obäwasser, wenn du die günstige Gelegenheit, die sie alle hier mit uns zusammengebwacht hat, benutzen wolltest. Ich habe schon manches Wort für das Wohl des Hauses Sedemund fallen lassen. Die Leute sind im Zweifel und wissen nicht uecht, wie das Exempel des Auftwitts am Gwabe zu uechnen ist. Waff dich auf, zeige dich unauffällig und leite ihwe Köpfe an, des Wätsels Lösung unlamentabel zu finden.

Der alte Sedemund: Der Schlingel, der Junge, hat mir einen Zentner ans Bein gebunden, und du sagst: hopsa, lustig gesprungen!

Onkel Waldemar: Penibel bist du, altä Junge, dein allzu uobust entwickeltes Zahtgefühl macht dich zimpälich. Denke mal, was für Wundägeschichten mogen fwüh übe uns hinwimmeln.

Der alte Sedemund: Es ist ein gefundenes Fressen für Moritatenmaler. Übrigens. (Laut.) Ich muß ein bißchen die Füße verpedden, will ein paarmal durchs Lokal laufen. (Er geht durch die Menge. Man weicht aus und sieht ihm verstohlen nach, zeigt nach ihm und einer macht den andern aufmerksam.)

Der alte Sedemund (zu einer jungen Frau, die Spaten und Gießkanne in der Hand trägt): Haben Sie jetzt erst Kartoffeln gepflanzt? Reichlich spät, junge Frau.

Frau: Ich hab mein Grab in Ordnung gebracht.

Der alte Sedemund: Und dann kam der Löwe dazwischen, wie? Da sind Sie wohl gar nicht fertig geworden?

Frau: Doch!

Der alte Sedemund (setzt zu einer munteren Frage an, verwirrt sich, hustet und blickt um sich, zu einem alten Mann): Sagten Sie was zu mir?

Mann: Von Sie hätte ich was sagen können.

Der alte Sedemund: Ja, nicht wahr, wir haben lange keinen Regen gehabt, alle Landleute lassen die Köpfe hängen. Aber das tun sie immer, — wissen Sie, was der Gärtner sagte, bei

dem ich vorhin den Kranz kaufte? Ich kaufte nämlich einen für meine Frau, warum auch nicht?

Mann: Um ihn auf den Sarg zu legen, warum auch nicht, nicht?

Der alte Sedemund: Na ja, sehen Sie —, man muß von Zeit zu Zeit, wenn die Erinnerungen kommen, irgend etwas vorhaben, man liest alte Briefe oder erzählt sich Geschichten von früher, oder nimmt ein paar Blumen . . .

Mann: Wenn Sie sich das soviel Geld kosten lassen können, so ein großes Grab und dann mit Blumen losgehen, warum kehren Sie dann gerade vor der Tür wieder um?

Der alte Sedemund: Ach, fragen Sie morgen mehr! (Zu einem andern.) Was grinsen Sie denn, was haben Sie zu höhnen? Es geht hier ja heiter her!

Ein Laffe: Soll man sich nicht nach Belieben belustigen? Ich denke mir mein Teil, wenn ich an meinen Tod denke; daß dann Ihr Grab 'n ganz gutes Absteigequartier abgibt, wenn sich die Toten — eben — nach Belieben lieb haben. Was, das nehmen Sie übel, oller Herr? He?

Der alte Sedemund: Sie tun hier ja alle verdammt gnädig, gerade als hätte ich ein Sündenpack auf dem Buckel, daß ich ein richtiges Rudel Beichtväter brauchte. Und wie stehts denn eigentlich? (Zu einem Vierten.) Wollen Ehrwürden mir das Ohr leihen? (Flüstert, der Angesprochene erschrickt und hat offenbar etwas ganz Monströses gehört.) Na ja, was ist da zu staunen und zu stutzen — es ist nicht mehr als ein Dutzendmal vorgekommen. (Zu einem andern.) Sie — Gnädiger — vernehmen Sie ein Geständnis — nee, nee, geben Sie Gehör, ich beiß Ihnen 's Ohr nicht ab. (Flüstert.) Es fällt sauer, aber es macht das müde Herz munter. (Zu einem Weiteren.) Sie sollen sehen, Ihnen beichte ich ein Bravourstück von Büberei, dazu pikant; wie ich nämlich während einer Krankheit meine schöne Schwester schwängerte — Krankenschwester — woran dachten Sie denen — —?

Hat noch jemand Verlangen, es kann ganz forsch so weitergehen, einen passabeln Paß.

Die Leute sind verblüfft und angewidert.

Der alte Sedemund (steckt die Hände in die Hosentaschen und schaut um sich): Seht mal an, seht ihr, was ihr wißt? Eure eigenen Eulenspiegeleien mit Treu und Glauben! Jedesmal der eine die des andern — der Nachbar des Nachbars — und nun tauscht aus, wir werden sehen, wie es stimmt. (Lacht, zu dem grätigen Fräulein Ehrenreich.) Von Ihnen weiß man eine Gespenstergeschichte — hört alle her —. (Zeigt mit dem Finger

auf sie.) Als ihre Mutter im Sarg lag, hatte man ihr ein schön geschmücktes Schlummerkissen unter den Kopf getan — sie — sie da, — seht sie an — sie fand das Schlummerkissen zu schade — sie bemauste ihre Mutter im Sarge und stopfte ihr einen stachelig gebündelten alten Schlüsselkorb unter. Nett — so was, nicht?

Fräulein: Sie haben wohl nie vom achten Gebot gehört: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten?

Der alte Sedemund: Gehört? Gewiß! Aber sehen Sie! Sie bei Ihrer Fasson können schon gut und gerecht sein. Sie haben's eben um vieles leichter als unsereins.

Fräulein: Wieso? Leichter? Ich, warum ich?

Der alte Sedemund: Wieso — warum? Weil für Sie eben nur neun Gebote gelten. Jeder Junge in der Vorschule rechnet Ihnen an den Fingern vor, daß neun Gebote leichter zu leisten sind als zehn.

Fräulein: Ich denke denn doch, die zehn Gebote gelten für alle ohne Unterschied.

Der alte Sedemund: Na ja — sozusagen! Aber wie ist es mit dem sechsten? Sie kommen doch — und wenn meine Augen nicht trügen — kamen nie in die Lage, eine Ehe zu gefährden. Bei Ihrer Figur nicht! Sie können sich auf den Kopf stellen, Ihretwegen spaltet sich keine Ehe. Was folgt daraus? Das sechste Gebot findet auf Sie keine Anwendung, ist nicht da, wo Sie sind.

Fräulein (empört in den Hintergrund).

Der alte Sedemann: Keiner hier ist besser als ich. Keiner weiß alles von allen, bloß Einer lebt, das ist wahr. (Sucht mit den Augen den Christus und zeigt mit dem Finger.) Da ist der Löwe, da hängt er, und das ist schlimm, schlimmer, als wenn er brüllte oder bisse. Ja, ja, das ist mein jüngster Sohn, der an mir kein Wohlgefallen hat. Ich habe ihn mir aus Holz machen lassen, damit er bei der nächsten Sintflut oben schwimmt, für 30 Silberschillinge, und das war billig. (Predigt.) O meine Lieben, was seid ihr für grundgute Geschöpfe, solange niemand weiß, was ihr für große Gauner seid! Er weiß es und ist darum so mager, weil man von so viel Verschwiegenheit nicht feist wird, und ist doch noch so schwer, daß es an den Händen zerrt und zieht mit dem guten Gewicht eurer Sündenlast.

Onkel Waldemar (ist herangetreten und zieht ihn nach vorn): Ach Bwuder, Bwuder, das machst du bös und immer böser!

Der junge Sedemund tritt heran.

Onkel Waldemar: Wie würde dir das Häz schmelzen, wenn ich mich wie du auf Dinge, die als Mängel mißdeutet würden, öffentlich bewufen wollte.

Der alte Sedemund: Du — du bist ein Simulant, was weißt du von Sünden?

Onkel Waldemar: Ach Bwuder, doch, doch, — — es gibt Eide, gewisse Eide — beschwöwe mich nicht weita, wer weiß, wie ich bestehen wüde.

Der alte Sedemund: Denkst du, Waldemar, der da hinten hat nur hölzerne Ohren? Nimm dich in acht, solche Sedemundschen Sachen verträgt er nicht, wie das andere sonst, ihm wird übel werden, er wird sich brechen über uns und sich beschmutzen, welche Blamage für uns! (Bemerkt seinen Sohn.) Wie, meinst du, würde Freund Grude meinen Fall befinden?

Der junge Sedemund: Er würde sagen, der Löwe beißt dich. Der gute Löwe verwandelt dich als Fraß in sich, — so hörte ich aus dem Mund der kleinen Rollstuhlheiligen echt grudisch gevattern. Ist es nicht ein Wörtchen Wahrheit?

Der alte Sedemund: Meinst du? Leider kann ich das nun — offenbar — von mir erwartete Wörtchen Warheit nicht weggeben wie mein Portemonnaie. (Holt sein Portemonnaie hervor und gibt es seinem Sohn in die Hand.) Die Erinnerungstaler bleiben in der Tasche und brennen mich an die Beine, das ist das Ganze, was bei dem Hokuspokus herauskommt.

Der junge Sedemund: Brennen dich die Taler darum, weil dein Sohn dich öffentlich auf die Tasche geschlagen hat? Weil das Löwenmaul Skandal die Zähne fletscht?

Der alte Sedemund: Wiegst du da nicht das Portemonnaie in der Hand, als wäre es mein verschrumpfter Herzbeutel? Herrn Sedemunds Herz! Ich möchte mir aber ausbitten, daß diese meine gegenwärtige famose Form nicht Herrn Sedemunds einzige ist! Da ist noch eine andere, großmächtig wie ein Punkt. Dieser Punkt Namenlos ist mit Herrn Sedemund eins, so eins, daß es sein Eigentliches ist, und so kommt es heraus, daß Herr Sedemund eigentlich gar nicht Herr Sedemund ist, sondern der Punkt, den keine Faust fassen kann; daß Herr Sedemund nur der Kofferträger seines Selbst ist, das wie ein Punkt ohne Ohr, ohne Odem, ohne Qual, rein wie das Nichts, sündlos wie die Sonne — ganz gemütlich drin sitzt. Wohin Herr Kofferträger Sedemund den Punkt abzuliefern hat, daß weiß er nicht, der sogenannte Herr Sedemund, dessen kluger Sohn aus dem Narrenkram den Abfall von Antwort wohl selbst

herausfindet. — — Nun will ich nur noch eilig der Rollstuhlheiligen meine Verehrung bezeigen. (Geht zu Sabine.)

Der junge Sedemund: Ich hörte dich von Eiden reden, Onkel Waldemar . . .

Onkel Waldemar: Sei gwoßhäzig, Gähadd, spwich nicht davon, hie' nicht!

Der junge Sedemund: Warum nicht? Darf ich nicht die Wolle von den Worten meines werten Oheims scheren? Wie wär's mit einer Bedingung? Hier nimm den Geldsack, tu du deinen dazu und dann taue in Meister Mankmoos' Trübsel ein Tröpfchen Trost — aber freundlich. (Gibt ihm das Portemonnaie.) Dann treten wir deine Eide tot.

Onkel Waldemar: Gäne, Gähadd, gäne! (Geht zu Mankmoos.)

Der junge Sedemund: (gesellt sich zu der Mittelgruppe Sabine, Frau Grude und dem alten Sedemund.)

Der alte Sedemund (zu Sabine): Ein bißchen Bewegung wäre gut, wie? Meine Wenigkeit weiß sich keine bessere Verwendung als im Heiligendienst. (Sabine schüttelt den Kopf.) Sie sind keine Heilige, wollen Sie sagen! Natürlich — Heilige sind im Himmel, Sie aber, wie ich, sitzen in der Hölle. Ja, ja, mitten drin, hilft nichts, wir sind beide Höllenbraten. Und damit Sie sich in dieser kühlen Hölle nicht erkälten, erlauben Sie schon! (Er schiebt den Rollstuhl mitten durch die Menge, wendet nach vorn und hält). Wir wissen doch beide mit Herrn Satan Bescheid; glauben tu ich auch nicht an ihn, aber wissen tu ich's besser.

Sabine: Ich auch.

Der alte Sedemund: Sehen Sie, liebes Kind, ich bin ein schlechter Vater, aber ein guter Höllenbruder, fassen Sie also Vertrauen. Sind Sie nicht erst kürzlich konfirmiert?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Da wissen Sie doch noch, wie es heißt im Vaterunser — „unser täglich Brot" . . .

Sabine: Vierte Bitte.

Der alte Sedemund: Ganz recht, vierte! Und dann die Erklärung mit der schönen Liste, beginnend mit Essen, Trinken, Kleider, Schuh . . . was kommt sonst noch Gutes?

Sabine: „Friede — Gesundheit . . ."

Der alte Sedemund: Gesundheit — ein gesundes, langes Leben im Rollstuhl — wie? (Sabine senkt den Kopf.) Weiter!

Sabine: Zucht — Ehre . . .

Der alte Sedemund: Ehre und Zucht? Donnerwetter, da brauchen Sie nicht bange zu sein und lange bitten. Bei Ihnen gehört das dazu, wie der Knüppel zum Hund. Weiter . . .

Sabine: „Fromm Gemahl, fromme Kinder".

Der alte Sedemund: Ich will Ihnen wohl raten, liebes Kind, wenn Sie beten, benutzen Sie die vierte Bitte zum Luftholen. Die ist nicht für Sie und desto kürzer ist Ihr Vaterunser.

Sabine (sinkt zusammen).

Der alte Sedemund: Ja, es sieht traurig aus, aber kommt nicht noch was vom guten Wetter?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Gut Wetter, zum Ausfahren, dafür hätten Sie doch Verwendung, sollt ich vermuten. Ein kleines, kümmerliches Stück täglich Brot, das Ihre — ich fürchte, liebes Kind, davon werden Sie nicht satt, oh, oh!

Sabine (weint).

Der alte Sedemund: Ein recht verschimmeltes Stück täglich Brot, aber was wollen Sie auch von der Kost in der Hölle besseres erwarten. (Er fährt sie wieder im Kreise herum.)

Frau Grude tritt herzu und faßt Sabines Hand. Wie der Stuhl wendet, steht Mankmoos im Wege.

Der alte Sedemund (zu Sabine): Sollte das nicht auch einer von unserer Sorte sein?

Sabine (sieht ihn an und schüttelt sich).

Der alte Sedemund: Also nicht, er gehört zu den andern. Aus dem Wege, Wertester, die Hölle will Sie nicht. (Er fährt zu.)

Mankmoos (weicht aus, trottet aber hinterdrein).

Der alte Sedemund (sich umwendend): Es scheint ihm aber in unserer Gesellschaft zu gefallen, er geht zwar ohne Singen und Beten, aber doch getreu unseren Weg. (Zu Mankmoos.) Haben Sie was wichtiges auf dem Herzen?

Mankmoos (zeigt die Börsen): Ich wollt mich man bedanken für den Beitrag zum Begräbnis meiner Frau. Wenn Herr Sedemund es übel genommen hätte, als ich heute früh in Herrn Sedemund Ihr Krankenzimmer zu fragen anfing, ob Herr Sedemund nicht vielleicht so gut sein wollte . . .

Der alte Sedemund: Mensch, Sie sind ein so guter Höllenbraten wie nur einer. Lassen Sie die Gedanken los, aber halten Sie 's Geld fest, wo Sie es auch her haben — gehen Sie mit auf den Weg der Hölle, aber hinterher als Nachhut. (Er fährt weiter, Mankmoos trampelt hinterher.)

Der alte Sedemund (flüsternd): Sagen Sie es nicht weiter, liebes Kind, aber Sie weinen nicht allein hier im Höllengehäuse. Es läuft mir nur nicht blank über die Backen, das ist der ganze Unterschied zwischen uns, und vielleicht ist meine Art Weinen wütender als die Ihre. Ihren Kummer können Sie doch künden, mir, wenn ich auch wollte, mir fangen die Kinnbacken an hin und her zu springen.

Sabine: Sagen Sie es mir, aber sprechen Sie nicht so schrecklich von Ihrem Weinen, ich fürchte mich vor Ihnen. Sagen Sie es.

Der alte Sedemund: Soll ich? Gut, aber wir wollen lieber noch eine Runde gehen. (Er fährt, vor dem Orgelspieler hält er still.) Wie gut der es hat! Er bläst seinen Kummer von sich mit donnernder Dampfpfeife. Laut und leise, gleich leicht gedreht! (Zum Orgelspieler.) Laben Sie uns doch mit einem Liebeslaut, guter Mann. (Der Orgelspieler setzt an.) Na, lassen Sie noch, aber ich engagiere Sie als Musiktrabant der Höllenreise, halten Sie sich hinter uns zur Hand. (Zeigt auf Mankmoos.) Das ist der Zahlmeister, wenn er bei Bemessung der Gage geizt, beklagen Sie sich bei mir. (Er fährt weiter, der Orgelspieler schließt sich an, Neugierige folgen, es bildet sich ein Zug, der langsam, halb als Karnevalzug, halb als Leichenparade im Raume kreist.)

Der alte Sedemund (zu Sabine): Sieh an, Kind, was alles in der Hölle heimisch ist. Wollen alle — ihren Kummer klagen. Aber wir beide, du und ich, wir sind die, die am wehesten leiden, wir sind am Wort, wie?

Sabine: Ist es Zeit?

Der alte Sedemund: Ja. (Er fährt den Stuhl in den Kreis und ergreift unwillkürlich Sabines Hände.) Liebes Kind, wohin soll es kommen, wenn Leute, wie jener Herr Sedemund frei in der Hölle herumlaufen, hm? Das muß in Ordnung gebracht werden. Weißt du eigentlich, daß ich eine Frau hatte?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Aber sie ist tot und in ihrem eigenen Himmel. Es gibt keine Frau Sedemund mehr und wird einmal keinen Herrn Sedemund mehr geben. Gott sei ihm gnädig, wie?

Sabine: Das wird er sein, glauben Sie mir, das ist gewiß.

Der alte Sedemund: Wissen Sie das so genau? Wenn jener Herr Sedemund kein Herr Sedemund mehr ist, so hat er ja mit Gnade und Ungnade nichts zu schaffen, aber einerlei — Herr Sedemund spielte seiner Frau ein Stückchen auf — Krankheit,

Totenbett — nun? (Sabine blickt fragend und zweifelnd.) Das geht, o, das geht gut, Herr Sedemund verstand das gründlich, er ist klug und gebildet. Er gebärdete sich verzweifelt.

Sabine: Wirklich —? Warum taten Sie das?

Der alte Sedemund: Pst! Er! Weil er offenbar sterben mußte, man stirbt nicht leicht, wenn man seine Frau in Verdacht hat wegen — nun wegen was denn? Eine Komödie von nichts gutem — jawohl! Eine abgestandene aber wieder angerührte Geschichte von früher, aufgetrieben vom Sauerteig des Verdachts — wessen Verdachts? Eines gewollten Verdachts, der schlägt, statt geschlagen zu werden, nach der Melodie: wie ich dir, so du mir, ist das klar?

Sabine: Ich versteh es nicht.

Der alte Sedemund: Sieh, Sabine, von dem, was ich — ihr getan, wünschte ich — ihr von gleicher Art und Ähnlichkeit etwas anzuhängen. Herr Sedemund verlangte ein Geständnis mit dem stattlichen Grunde, den Sterbende immer haben: du mußt ja sagen, sonst kann ich nicht ruhig sterben. Und so sagte sie: ja, aus Gnade und — na — aus Güte, bloß um meine Qual abzukürzen; denn sieh, Sabine, sie dachte: er stirbt und verzeiht zu seiner eigenen Beruhigung und Labung, denn er glaubt doch nun einmal von andern, was ihm selbst geläufig ist. So dachte sie nach, wie ich vorbedacht. (Er wartet, sie sieht ihn fragend an.) Warum? Himmel, ich hatte ihr soviel angetan, ich war höllisch in ihrer Schuld, ich wollte herzlich gern auch was zu verzeihen und nachzusehen haben. Ich wollte mit ihr quitt werden — heiliger Gott, verstehst du das nicht?

Sabine: War das nicht böse?

Der alte Sedemund: Böse? Nein, ich war, wie Herr Sedemund immer war, und wurde von dem, was er tat, nicht besser und nicht schlechter. Also sie sagte: ja — ich tat es, weil sie glaubte, daß ich auf diesen Gedanken nun einmal eingeschworen wäre. Sie tat mir die Gnade an, sich eines Bösen zu bezichtigen, und sie wurde davon selbst auch nicht böse, denn sie war gut und blieb — — —

Sabine (schüttelt den Kopf).

Der alte Sedemund: Hallo! Merkst du was von der Wirklichkeit? Also sie war brav, untadelig und tüchtig.

Sabine: Aber nicht gut.

Der alte Sedemund: Ach, Kind, woher weißt du das? Nun, wie sie auch war, sie hat sich einen Makel aufgebrannt, sie war aussätzig, wie angesteckt durch meine Böse Sucht, und mein

Sohn sagt, sie starb daran — — — (Er macht eine Grimasse.) Man sieht, die Tatzen kratzen scharf und graben große Gruben auf, wo unverwüstliche Wüstheiten noch lange nicht verwest sind. (Zu Onkel Waldemar und dem jungen Sedemund, die herantreten.) Was wollt ihr? Mit euch, wer hätte mit euch zu schaffen? Hier, das liebe Kind, das die vierte Bitte nicht aussprechen darf, da der Zahlmeister Mankmoos, Bruder Orgeldreher Ohnegleich und all die andern Höllenbraten und -brüder sind auf meine Fürsorge angewiesen. Sie heil aus der Hölle zu bringen und mich mit, soll meine Sache sein. (Zum Orgeldreher.) Gehen Sie voraus und blasen Sie die Posaune, daß die Mauern der Hölle bersten. Des Löwen Krallen sind jetzt kurzgekratzt und seine Zähne zahmgekaut, er wird vor unserem Hohn heimhinken, und unser Baß wird sein Brüllen brechen. Und somit seid alle dem Satan befohlen!

Er schiebt den Orgeldreher voraus, der sein volles Register zieht, der Zug der Zuschauer, die sich durch die Vorausgehenden gedeckt fühlen, läßt sich allmählich zum Folgen verleiten, die Gruppe an der Spitze verschwindet schnell durch die seitliche Tür.

SIEBENTES BILD.

Kirchhofs-Kreuzweg. dickes Gebüsch zu beiden Seiten. Der Zug der Höllenbrüder, vom Orgelspieler angeführt, kommt von hinten heran und biegt nach vorne um.

Grude, wie zu Anfang mit Gehrock und Zylinder, das Löwenfell schleppend, begegnet ihm und bringt ihn zum Stehen.

Grude (breitet das Fell aus und legt sich darauf): Kusch dich, Schesar, bist brav! Was wollt ihr denn? So geht's in der Welt, in euren Hosen und Jacken hängt euer Selbst selbst, euer Fell ist eure Farbe, und die Farbe bringt den Furor hervor. Das Löwenwams wirkte den Löwenwahn, Schesars Kleid und Ruf war so gut, wie der Kerl und sein Gebrüll selbst, wie jeder sehen kann, der hören kann. Tot ist nicht tot, wie könnte der Tod schrecken, wenn er tot wäre, wie?

Der alte Sedemund: Wer sagte so frech, der Löwe frißt uns? Da sieht man, was wir für Fetthämmel sind, wenn Löwen davon so dünn werden, wie der da. Fressen und gefressen werden scheint auf gewisse Art dasselbe zu sein. (Zu Grude.) Wenn die Dinge aber so gleich ihrem Gegenteil sind, so können wir Höllenbrüder lustig sein, gut gleich böse, böse gut, das Lied klingt leidlich lieblich. Machen Sie Platz und protzen Sie nicht

mit fremden Federn. (Zum Orgeldreher.) Blasen Sie Sturm, stopfen Sie dem Bärenhäuter auf seinem Löwenbalg den Mund. Lassen Sie die Hölle heulen, es geht mit Hott und Hüh über Häute und Leute!

Der Orgeldreher setzt an.

Lemmchen (kommt hastig mit Gierhahn): Wer hat hier den Zustand offenbarer Hanswursterei herbeigeführt? (Zum Orgeldreher.) Sie begehn Kirchhofsschändung, wissen Sie das nicht? Wer hat Ihnen erlaubt, hier zu orgeln?

Der alte Sedemund: Ich, Herr Wachtmeister, er und ich, wir führen vereint den Aus- und Umzug der Höllenbraten, er steht in meinen Diensten als musikalischer Hansnarr und seine Fingerfertigkeit ist phänomenal. Sie sehen erstaunt aus, blicken Sie um sich, Herr Wachtmeister, ja, ja, wir sind wirklich alle wieder da!

Lemmchen: Verehrter Herr Sedemund, ich muß Sie wahrhaftig ernstlich warnen. Ich hatte doch strengstens in der Kapelle zu bleiben beordert und Sie sprechen hier von Höllenbraten, wie wollen Sie solche Antwort verantworten?

Der alte Sedemund: Mit Freuden, Herr Wachtmeister. Denn sehen Sie, Sie sind einer Schar der Hölle Entsprungener begegnet, die des Löwen lachen. Erschrecken Sie nicht, wir sind bei vernünftigem Verstande, klar im Kopfe, keiner hat ein Loch im Leibe, jedes Fell ist ohne Fehl, bloß das des Löwen selbst, wenn Sie sich nur umsehen wollen . . . (Zeigt auf Grude.)

Lemmchen (zu Grude): Sie da suchen wir doch, und Sie sind da? Sind Sie nicht der Mann aus dem Irrenhaus und im schwarzen Rock? Sie sollen den Löwen losgelassen haben, was haben Sie denn nun da zu liegen?

Grude: Einen Löwen, Herr Wachtmeister! Zwar er selbst ist zu Hause geblieben, aber sein Fell hat er mir freundlichst vermacht, darauf ritt ich spornstreichs spazieren, so verrückt es auch aussieht. Da haben Sie Schesar, das Löwenfell. (Steht auf und zeigt das Fell.) Das da ist sein Schnauz, da sein Schweif, da sein Bauch, da seine Beine, — aber sein Leib ist entseelt, und wir alle haben seine Seele im Leibe, wohlverstanden, sonst kann man es auch so sagen, daß Krüppelköpfe es kapieren.

Lemmchen (schnüffelt am Fell, Gierhahn drängt sich heran).

Gierhahn: Wie kann er sich unterstehen und eignet sich diese Haut an — überhaupt — ein unheimlicher Mensch, wenn man bedenkt, was dazu gehört, ohne Hilfe und heimlich im Dunkeln zu hantieren.

Lemmchen (zu Grude): Wie kommen Sie zu dem Fell, zeigen Sie mal die Pfoten vor.

Grude (zeigt die Hände): Da klebt kein Blut dran, Herr Wachtmeister, und auch die Montierung von Manschetten bis zum Mannshemde, sowohl was sichtbar wie im Verborgenen Falten wirft — alles sauber und sonder Fleck. (Zieht ein Papier hervor, gutmütig.) Ich hab das Fell frisch vom Löwen, sozusagen noch warm weggekauft — sehen Sie: des Menageriebesitzers Candido Franchi grausam unorthographische, aber doch rechtsgültige Quittung für — — na, sehen Sie selbst, ich will ein Streichholz anreißen. (Zündet an.) Hier haben Sie's: heute morgen tot, heute mittag abgebalgt, heute abend mein — nun, war's nicht vielleicht eher ein Karnickel als ein König der Wüste, vor dem unsere Welt gewankt hat?

Lemmchen (liest, gibt das Papier mechanich zurück, halb für sich). Der Herr Senator hat mittlerweile wohl das Protokoll in Form einer Meldung in Händen, das Protokoll ist von Gierhahn unterzeichnet — — (Zu Gierhahn.) Nee, Gierhahn, das gönne ich Ihnen nicht, aber den Halloh hätten Sie um so'n Hundedreck nicht machen müssen.

Gierhahn (stotternd): Wenn Sie mein kleines wenig Zutun bei dieser Sache so wichtig nehmen, Herr Wachtmeister . . .

Lemmchen: Gierhahn, gleich kommt die Feuerwehr angefahren, die ganze Schutzmannschaft ist im Anmarsch, bloß weil Sie das Tier gesehen haben, Sie haben's gesagt, Sie haben geschossen und Sie haben geschwindelt — mich beschwindelt nämlich, denn ich habe das ganze gegenwärtige Publikum im Glauben an Ihr gutes Wort sozusagen arretiert. (Zuckt die Achsel.)

Grude (zu Lemmchen): Und wäre das alles, Herr Wachtmeister! Ihre Ohren haben die Beschuldigung über die Bestechung des städtischen Wagemeisters hören müssen, in Ihrer Nase steckt der Stank vom Gierhahnschen Kinderhandel, ihre Augen bemerkten Herrn Waldemar Sedemunds Bereitschaft, noch mehr beizubringen und das ganze arretierte Publikum hat's auch begriffen; aber Sie haben's mit großherzoglichen Ohren und Augen und mit der amtlichen Nase genossen.

Lemmchen: Ich wüßte nicht zu erinnern, daß Sie gegenwärtig gewesen wären.

Der alte Sedemund: Aber ich war dabei.

Stimmen: Ich auch, ich auch!

Lemmchen: Oho! Wieso: ich auch, ich auch! Vorgetreten!

Orgeldreher: Ich ooch, Herr Obachtmeester. Ich nämlich, aber ich steh ja an und für mir vor Sie da. Wenn Sie Zeigen suchen, so brauchen Sie mir bloß een Zeichen zu gäben.

Lemmchen: Die Sache sucht ihren Weg auch ohne Sie, seien Sie sicher. Ich will wissen, warum hier: ich auch, ich auch, gerufen wurde. Bezweifelt jemand, daß die Sache durch mich ihren gehörigen Gang bekommt, der soll vortreten. Sie, Herr Sedemund, warum auch Sie: ich auch?

Der alte Sedemund: Ein Hauch von einem Ich, Herr Wachtmeister, wenn die Trompete faucht am jüngsten Tag, dann mag's Zeit sein, wenn ich dann die Puste nicht für eigene Angelegenheiten sparen muß. Also ich will's nicht mitgewesen sein, ich ziehe den Schwanz ein.

Lemmchen: Sonst noch jemand? Vorgetreten! (Alles ist still.)

Lemmchen (klopft auf die Brust): Sie müssen nämlich alle wissen, Herrn Sedemunds Bruder hat ausdrücklich von Späßen und Witzen gesprochen, die beim Frühstück im Erbgroßherzog vorgebracht wurden.

Onkel Waldemar (hinten): Ganz uichtig, Herr Oberwachtmeister, gwade so!

Der junge Sedemund (tritt hervor): Ihre Auffassung, Herr Wachtmeister, ist doch durchaus falsch. Es war wohl von Späßen die Rede, aber nicht im Spaß. Es war eine boshafte Bezichtigung und in ihrer Art zum Speien, aber keine Spur von Grund, aus einem Schwein schonend einen Schwan zu machen, wie Sie zu beabsichtigen scheinen.

Orgeldreher: Hat man uns bei der heiligen Taufe bloß mit Sphihlwasser bespritzt?

Lemmchen: Schön, Sie sind der junge Herr Sedemund, und Sie sollen sichs nicht umsonst sauer werden lassen. Sprechen Sie nur ruhig weiter.

Der junge Sedemund: Ich bin bereits fertig mit Ihnen, Herr Wachtmeister.

Lemmchen: Aber ich nicht mit Ihnen, Herr, Sie werden noch von mir hören. (Zu Gierhahn.) Haben Sie sich ihre Sache zurechtgelegt? Wie soll ich dem Herrn Senator den Fall vortragen? (Zu den Umstehenden.) Sie können, da keine Gefahr mehr zu besorgen, alle nach Hause gehen.

Die Leute gehen an Gierhahn vorbei, dieser sieht den Vordersten nach, als ob er gewärtigt, daß sie sich nach ihm umdrehen. Nun stößt man sich mit den Ellenbogen an und dreht die Hälse nach ihm um. Schließlich steht ein

frecher Bengel steif da wie ein Wegweiser und zeigt mit dem Finger auf Gierhahn. Gierhahn zieht die Schultern hoch und steht mit zusammengebissenen Zähnen abgewandt solange da, bis der letzte verschwunden ist.

Der alte Sedemund, Sabine, der Orgelspieler, Mankmoos, und Frau Grude ziehen langsam seitwärts ab, der junge Sedemund geht mit Grude nach der andern Seite, und schließlich zupft Ehrbahn Lemmchen am Ärmel, winkt und zieht ihn vertraulich seitwärts.

Gierhahn (allein, schaut sich um): Ich wollte, ich hätt soviel Kurage, mir die Nase abzuschneiden, daß mich kein Mensch wiederkennt, wenn ich morgen auf die Straße komme. (Trampelt mit den Füßen, es klingt hohl, der Ton pflanzt sich unterirdisch fort und man hört in den Gräbern die Toten miteinander flüstern.)

Eine halblaute Stimme: Wer ist da der Flegel he? (Schließlich wird aus dem unterirdischen Flüstern leises Gelächter, man hört erzählen und einzelne Worte wie: Gierhahn und Ehrbahn — der ehrbare Gierhahn. Dann kommt eine dunkle Gestalt und steht vor Gierhahn still.

Die Gestalt: Sie erzählen sich Geschichten von Gierhahn und Ehrbahn unter der Erde, sie lachen über dich, wie soll ich dabei ohne Gram in meinem Grabe ruhen?

Gierhahn: Mutter, hilf mir und bring wenigstens dies saubere Schriftstück beiseite. (Er greift in die Brusttasche und holt das von Schauckelstrick unterzeichnete Papier hervor, reißt es in Fetzen und gibt es der Gestalt in die vorgestreckte Hand. Die Blätter fallen aber zu Boden.)

Die Gestalt: Viel, viel zu schwer, ich kann es nicht tragen, es nützte auch nichts, wenn ich es mit unter die Erde nähme. Man zeigt schon lange mit Fingern auf dein Tun und Treiben, aber du siehst es nicht, man murmelt über dein Mißleben, aber du hörst es nicht, aber ich muß es hören. Jetzt lachen sie und werden noch lange lachen, laß mich fragen, ob du noch weitere Lasten Kummer auf mich laden willst?

Gierhahn: Sie wissen also alles da unten? Was weißt du sonst noch von mir?

Die Gestalt (schüttelt den Kopf).

Gierhahn: Haben dir die andern nichts erzählt? Flüstert es nicht im Raum von — von . . . (Er schlägt sich auf den Mund.)

Die Gestalt (weicht langsam zurück, Gierhahn folgt).

Gierhahn: Wißt ihr es, oder seid ihr doch blind und taub gegen die Geschichte mit . . . heraus damit, ich will Bescheid haben, was Raum und Luft und Erde davon wissen.

Bei einem dunklen Grabstein ist die Gestalt scheinbar stehen geblieben, er tritt näher, es steht aber nur ein Grabstein da.

Gierhahn: Wer weiß, wo sie hin ist. Ein Spuk ist nichts, ein Spuk wird nicht vereidigt, und was ein Spuk sagt . . . .

Es beginnt wieder unter der Erde zu rumoren, diesmal in harten, beschuldigenden Tönen. Gierhahn erschrickt und hält sich die Ohren zu. Dann horcht er wieder, stampft mit den Füßen auf, worauf das Raunen verstummt. Er blickt befreit um sich, will gehen, stockt, tut einen Schritt, stockt wieder, beugt sich zur Erde, erbebt und horcht erschüttert.

Gierhahn: Sie weint, o Gott, sie weint, hörst du nicht? Verdammt sollst du sein, daß sie weint. (Horcht.) Wäre ich wirklich wert, daß sich die alte Frau im Grabe um mich die Augen ausweint? Gott, sie weint noch immer! Nur das nicht, sonst tut mir alles an! Wie gönnte ich ihr, sie träumte schöne, selige Dinge über mich, ich wollte, ich wäre wieder Kind und sie könnte still bei sich über mich lächeln. (Horcht.) Jetzt wird's wieder still, vielleicht schläft sie ein und ich wollte, sie könnte tausend Jahre träumen und vergäße ganz, wer ich wäre und daß ich wäre. Still, daß sie nur nichts von mir merkt. Weg mit dir, Gierhahn und Ehrbahn! (Schleicht seitwärts ins Dunkel.)

Die beiden Sedemunds begegnen sich.

Der junge Sedemund: Ich suche die Sabine.

Der alte Sedemund: Und findest deinen Vater — Gerhard, nun, was sagt der Sohn vom verlorenen Vater? Schämst du dich eigentlich nicht? Ich dächte doch, du hättest deine Mutter reichlich gerächt, — ist dir mein Bild am Pranger belustigend genug? Es war nur kümmerliches Kerzenlicht in dem Höllengehäuse da hinten, aber es hat genügt — wie? Hier im Dunkeln könnten wir uns zwar redlich raufen, aber Junge, wollte ich dir die ganze Wahrheit weisen, mit Wörtchen nicht, nein, mit Worten, die zur Sache stimmen, wir würden beide — hier im Dunkeln — vor einander rot werden. Sie war eine gute Mutter, — Gerhard, aber eine miserable Frau!

Der junge Sedemund: Pfui, Vater!

Der alte Sedemund: Gut, gut, was weißt du davon! Lern sehen, daß die Nähe, die gnadenlose Lebensgemeinheit ein gefährliches Ding ist, daß sich zwischen Leuten ein Abgrund spaltet, alles, weil sie keinen Abstand hielten, lern Dinge sehen, die sich ohne Laut ins Leben schieben und rücksichtslos Raum schaffen. Mensch, was haben wir verbrochen, daß wir uns immer nur durch das Schlüsselloch unserer Verwandtschaft belauern, geht's nicht anders?

Der junge Sedemund: Es soll von heute an heißen: der eine Sedemund und der andere, nichts von Vater und Sohn.

Der alte Sedemund: Weg damit! Meine Väterlichkeit in dir verfault und verpfuscht. Ich setzte deine Mutter ins Unrecht, ich nahm ihr mit Hilfe von Professor Druckhammer das Brot der Selbstgerechtigkeit aus den Händen und gab's den Hündchen. Ach, du weißt ja nicht, wie schön die Welt ist, davon verstand sie auch nichts. Nenne mich lasterhaft: Gott selbst hat lästerlich geliebt, als er die Welt mit ihren Greueln gestaltete und ihre Schönheit schuf. Er wieherte donnernd wie ein geiler Hengst dabei.

Der junge Sedemund: Und ich sah dich doch eben schwer erschüttert, nein, du warst verdammt durch dich selbst, wie hieß es noch, — Höllenbruder?

Der alte Sedemund: Es war wohl so, ja, ich will's wahr haben.

Der junge Sedemund: Und sprichst du darauf so verächtlich von deinem eigenen Bekenntnis?

Der alte Sedemund: Wer weiß, wo unsere Wirklichkeiten sind. Ich klage mich oft mit der Lunge der Leute an, ja, es erschütterte mich, da am Sarge zu stehen und die Legende, die werden wollte, leise leiern zu hören.

Der junge Sedemund: Schaut kein Gespenst einer Tat zum Fenster hinaus, so weiß man nicht, wes Geistes dieses Haus ist, schaut eins aus der Dachluke, so wird sein Wesen offenbar für jedermann. Wie ist es damit?

Der alte Sedemund (spöttisch): Du kannst auch so sagen: was ich nicht gesagt habe, ist so gut, als hätte ich's gesagt, oder was ich tue, ist so gut, als hätte ich's nicht getan, oder was ich nicht getan habe, ist so schlecht, als wäre es geschehen. Na, du weißt wohl jetzt, wes Geistes dieses Haus ist, weißt du denn, zu was für Dingen du dich einmal bequemst, ja, hast du nicht schon schlecht und recht recht schlecht an mir gehandelt?

Der junge Sedemund: Wovor ich sicher bin, daß ich's nicht einmal tue? Das laß meine Sorge sein.

Der alte Sedemund: Kann es nicht so herauskommen, daß man einmal belohnt wird dafür, böse gewesen zu sein, als Entschädigung — nämlich, und daß der Gute für sein enormes Glück büßen muß?

Frau Grude kommt mit Sabine.

Sabine (zum alten Sedemund): Sie haben versprochen, mich, nachdem Sie mich aus der Hölle geholt haben, auch noch in

den Himmel zu heben. Ich halte Sie beim Wort und darum bat ich sie (neigt den Kopf gegen Frau Grude), mich herzuholen.

Der alte Sedemund: Ach, jawohl, Kind, das habe ich versprochen. Und so will ich Dir doch einen himmlischen Vorgeschmack verschaffen, mehr kann ich nicht, so gern ich's täte. Du sollst ein Kind haben, und — von mir, einen Sohn, einen studierten Sohn. — (Faßt schnell Gerhards Hand.) Sieh her, er soll dein Sohn sein, ich trete ihn dir ab, meinen Einzigen. Du weißt, wie einzig er an mir aus Liebe zur Mutter gehandelt hat — und er wird auch dich, deine neue Mutter — —

Der junge Sedemund: Vater, welch eine abgeschmackte Phantasie!

Der alte Sedemund: Nichts da, Vater! Ich bin's nicht mehr, nimm sie in deine Arme und mach die Arme reich. (Flüstert ihm zu.) Sie hat sich an den Teufel gewandt, in allem Ernst, wie sie mir selbst erzählte, so grimmig hat ihre Verlorenheit sie gegrämt. Verdirb mir nicht das Pläsier, sie zu unterhalten. Sieh sie dir nur an, sitzt sie nicht im Stuhl wie ein Vogeljunges mit geknickten Flügeln? (Der junge Sedemund sieht Sabine an.) Ja, nicht wahr, was will man anderes tun, als ihr einen Narrenkram vorgaukeln, so oder so, das ist das einzige, um sie im Ernst zu erbauen. Sie ist allein auf ihrer kleinen Insel, man muß schon hinüberschwimmen und vorher seine Brillen und Hüllen abwerfen. Los, sei kein Klotz!

Der junge Sedemund: Kann ein Mensch so allein sein und ein Mensch bleiben? (Er atmet tief, tritt schnell zu Sabine und küßt ihre Hand. Sabine schrickt, er beugt sich über sie, umfaßt und küßt sie.)

Sabine: Wie heißt du eigentlich?

Der junge Sedemund: Gerhard hat man mich genannt.

Sabine: Gerhard ist gut, aber sieh mal, gut ist nicht gut genug. Du wirst — so lange ich deine Mutter bin, umgetauft. Heiß Heinrich und sei ein armer, sanfter Heinrich, hörst du?

Der alte Sedemund: Und denk doch, dein sanfter Heinrich wird bald heiraten und dann wirst du Großmutter und kriegst mehr Enkel in den Arm gelegt, als du halten kannst.

Sabine: Ist es schon Zeit für ihn, zu heiraten? Da muß er mich um Erlaubnis fragen, aber vorher habe ich ihm noch etwas anderes zu sagen. (Zu dem alten Sedemund.) Ich muß es ihm allein sagen, wenn es möglich ist.

Der alte Sedemund tritt zurück.

Sabine: Komm her, Heinrich, und versprich mir in die Hand — hier — versprichst du es?

Der junge Sedemund (gibt die Hand).

Sabine: Siehst du, so ist's recht. Nun hör zu: es ist das allerheiligste und heiligste, daß du dem alten Mann da hinten — ein guter Mann, ganz gewiß, ein sehr guter Mann — mehr als gut — daß du dem alten Mann etwas Gutes tust, mehr als Gutes, etwas Wunderbares. Das ist es, Heinrich, sonst kriegst du keine Erlaubnis zu heiraten.

Der junge Sedemund: Ist er wirklich gut, denkst du das?

Sabine (biegt sich zurück): Geh weg von mir, ich will dich nicht sehen, weit weg. Und pfui, du hast mich geküßt. (Sie wischt sich den Mund.) Ich will keine Enkelkinder von dir haben. (Stampft mit den Füßen.) Weg, geh weg, mir wird übel vor dir. (Zu dem alten Sedemund.) Sie sollen kommen, Sie sollen bei mir sein. Sie sind gut, und er ist schlecht, denn er weiß nicht, was gut ist; pfui, das weiß er nicht mal. Wenn Sie mich nicht in den Himmel heben können, sollen Sie mich wieder zur Hölle fahren.

Der alte Sedemund: Immer an einen anderen Ort, es gibt viele Halteplätze zwischen Himmel und Hölle. (Er fährt sie weg, Frau Grude folgt.)

Der Orgeldreher mit Mankmoos marschiert an dem jungen Sedemund vorbei hinterher.

Orgelspieler: Dieser dolle Olle hat'n dichtigen Deibel im Leibe. Sie, junger Herr, spießen sich mal rittlings uff ne spitze Wetterstange und lassen Sie sich von alle vier witende Winde wiegen. Die klene Schene hat schonn 'n hellisch richtigen Riecher; daß die Beene gelähmt sind, das kann passiern, aber das Läben leiert ihr in die Gedärme herum wie's heilige Halleluja mit Prost und Appelmus — — Kommen Se, Herr Zahlmester und befaichten Sie ihre Fährte mit Tränentran und Nasendroppen. (Ab mit Mankmoos.)

Frau Grude kommt aufgeregt.

Frau Grude: Es ist unausstehlich mit diesen beiden. Den Orgeldreher und den Schneider schiebt er beiseite, mir schenkte sie so schiefe Gesichter, daß ich schnell begriff. Wenn es nicht zu schändlich wäre, würde ich sagen, sie suchen miteinander Einsamkeit und einen heimlichen Himmel. Wo ist Grude?

Der junge Sedemund: Dort oben und — — läuft seiner lieben Frau nach, bevor er nach Hause geht.

Frau Grude: Nach Haus, Himmel, was mag er meinen?

Der junge Sedemund: Seins, sein Heim, seinen Himmel. Er ist gesund wie ein Bergstrom und ausbündig bekehrt. Sie brauchen nur zu kommen.

Frau Grude: Und ich werde ihn nicht warten lassen. (Eilt fort.)

Ehrbahn und Lemmchen kommen.

Ehrbahn (flüsternd zum jungen Sedemund, indem er im Dunkeln Gierhahn vor sich glaubt): Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, sei ganz getrost, Herr Lemmchen ist über alles Lob lieb mit mir gewesen. Alles ist gut.

Der junge Sedemund: So gehts, Herr Ehrbahn, lassen Sie's noch ein bißchen dunkler sein und der Trost des Herrn Gierhahn kommt mir zugute. Wirklich, Herr Lemmchen, man ruft Ihr Lob leider nur zu leise aus! Sie wollten doch noch von mir hören, oder sollte ich's von Ihnen, wie war's damit, oder ist kein Unterschied zwischen beidem?

Lemmchen: Lieber Herr Sedemund . . . .

Der junge Sedemund: O nein, so heiß ich nicht, ich bin Herr Sedemund, das genügt.

Lemmchen: Also Herr Sedemund, wenn Sie so lieber wollen — da Sie mir die Wahl lassen, so sollen Sie von mir hören. Denken Sie mich zu ducken? Es scheint, Sie decken eine Pflichtversäumnis auf, Sie fangen mich in Amtsverfehlungen — ich sehe, sie nicken, sehe es trotz der Dunkelheit. Nehmen Sie also an, daß ich mich um das Gierhahnsche Tun und Treiben, wenn es sich nicht selbst kundbar macht, nicht kümmere. Herr Ehrbahn und ich wissen warum und wieso, — solche Geschäfte gehen bei unsereins wie gutgeölte Maschinen. Wir stehen zwischen stummen Gräbern, kein Ohr hört und kein Mund meldet sich zu Wort. (Zu Ehrbahn, der die zerrissenen Fetzen Papier auf der Erde untersucht.) Was sammeln Sie für Seltsamkeiten, Herr Ehrbahn?

Ehrbahn: Mir will scheinen, als müßte man die Lappen auflesen. Ja, ja. (Eifrig suchend.) Das sind solche Seltsamkeiten, daß man sie in Sicherheit bringen muß. Zwar sagen sie ganz richtig, wir stehen zwischen stummen Gräbern. (Steckt die Fetzen in die Tasche.) Kein Ohr hört, kein Mund . . .

Gierhahn (hastig aus dem Gebüsch): Wollt ihr still sein, ihr Mäuler! Was — stumme Gräber, taube Ohren?

Ehrbahn: Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, wie hast du mich erschreckt.

Gierhahn: Bruder Ehrbahn, Bruder Ehrbahn, was hat das Eigentum meiner Mutter in deiner Tasche zu tun?

Ehrbahn: Sonderbar, was für ein Sohn bist du, daß du von deiner Mutter sprichst, sie ist doch lange tot!

Gierhahn: Einem Bruder stehen die Taschen des Bruders offen. Sei so gut! (Er reißt ihm den Rock auf und zupft die Blätter heraus, die er wieder auf die Erde wirft.) Hör zu, Bruder. (Reißt ihm das Unterfutter heraus.) Du weißt, welchen Verdruß ich kürzlich hatte und hast mir mit brüderlichem Bedacht beigestanden, aalglatt durchzuschlüpfen. (Er zerreißt ihm den Rock und zieht die Weste ab.) War's aber nicht in Wirklichkeit mein Sohn, der Verdruß von seinem Vater hatte? Solch ein sauberes Meisterwerk haben wir zusammen brüderlich gewirkt. Und eben, da ich angefangen habe, mir von der Säuberlichkeit die Hände zu säubern, kommst du mit Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn? Verstehst du, Bruder Ehrbahn, meine tote Mutter soll endlich schlafen, du Schuft. (Zerrt ihm die Hosenträger los.) Halt die Hände am Hosenbund, sonst mußt du als Hemdenmatz heimhüpfen. So — nun lauf und schrei durch die Straßen: das hat mein Bruder Gierhahn mir getan!

Ehrbahn: Herr Wachtmeister, er ist wahrhaftig wahnsinnig geworden.

Gierhahn: Erde und Luft raunen darüber, im Raum rumort's davon und dann heißt's: Bruder Gierhahn? Still, sag ich, sonst fängt sie wieder an zu weinen.

Der junge Sedemund: (zu Lemmchen:) Hier gibts nichts zu lachen, Herr Lemmchen, er wird die gutgeölte Maschine in gewaltige Unordnung bringen.

Lemmchen: Ein Wort, Herr Ehrbahn!

Gierhahn: In Geschäften Gierhahns hat er keine Stimme mehr, und wem keine Stimme zusteht, soll's Wortemachen wohl lassen. Was für ein Wort, Herr Lemmchen? (Zu Ehrbahn.) Du, geh zum Teufel — — also was für eins!? (Faßt Lemmchen an der Schulter.)

Lemmchen: Denken Sie nicht daran, mich zu handhaben, wie Herrn Ehrbahn. Lassen Sie los, lieber Freund, keine Faxen, geben Sie mich frei!

Gierhahn: Vater im Himmel, hilf, daß ich den lebendigen Lemmchen nicht löwentot mache. (Umschlingt ihn in krampfhafter Wut.) Hilf mir, daß ich's lassen kann! (Zu Sedemund und Ehrbahn.) Helft ihm doch, rührt die Hände, holt Leute!

Ehrbahn (stürzt davon).

Lemmchen (halberstickt): Ich hab meinen Revolver schon schußbereit, Herr Sedemund, beiseite — es knallt!

Gierhahn: Es knallt? Gott Lob, nun laß ich ihn los. (Läßt los, leise.) Nicht knallen, Kerl, keinen Lärm! Ich kann doch, um euch still zu kriegen, und nun . . . (Horcht.) Alles ist stumm, sie schlafen in den Gräbern, laßt uns auseinandergehen, ich will das Wort nicht wissen, nichts, was Tote wecken kann. (Springt ins Dunkel und verschwindet.)

Lemmchen (lacht): Ist das nicht doch zum Lachen, Herr Sedemund? Ich hatte gar keinen Revolver bei mir — es war nur eine kleine Kriegslist. (Vertraulich.) Sehen Sie, wir wollen ohne Not bestrenommierte Bürger nicht behelligen, bloß weil sie ein bißchen flott wirtschaften. Ein guter Ruf gilt uns einen ganzen Hümpel mehr als genaue Gerechtigkeit. Herr Gierhahn ist das Beispiel eines wohlbewährten Mannes, und wir wollen bei Leibe keine Bresche ins Bestehende reißen. Der gute Schein schirmt die gute Sache und die gute Sache ist unser Schirm und Schutz.

Der junge Sedemund: Sie meinen: guter Schein, gutes Sein! nicht so? Ich sagte Ihnen übrigens schon, daß ich mit Ihnen fertig wäre. Wissen Sie noch?

Lemmchen (gemütlich): So bitter, Herr Sedemund? Gierhahn ist noch lange nicht der Schlechteste, es wäre schade um ihn, da soviel andere herumlaufen, die zu Recht im Zuchthaus säßen. Und wie ist's mit der Buße für die Sünder, die ihre Sünden nicht begehen, weil ihnen die Gelegenheit nicht begegnet? Bloß weil die Gelegenheit fehlte, fahren sie vierelang flott durchs Land? Darum stolzieren sie straffrei herum? Lächerlich! Von Rechts wegen müßten gerade die Unverdächtigen bestraft werden — gerade die!

Er will gehen, stößt aber auf Onkel Waldemar, der aufgeregt und verzweifelt gegen ihn rennt.

Lemmchen: Hallo, wer da? Seien Sie doch vorsichtiger, Mensch! — — N'Abend, Herr Sedemund.

Onkel Waldemar: Wo ist ä, wenn Sie so gut sein wollen?

Lemmchen: Wer soll wo sein? Ihr Neffe steht da.

Onkel Waldemar: O, Hä Lemmchen, wenn Sie wüßten — ja, es ist gut, Hä Lemmchen, gehen Sie gäne zu.

Lemmchen: Meinen Sie mich?

Onkel Waldemar (faßt sich): Entschuldigen Sie, Hä Obäwachtmeister, es handelt sich um vätwauliche Familien — ä — ötewugen, Hä Wachtmeistä!

Lemmchen: Gewiß, Herr Sedemund, gerne; n'Abend, Herr Sedemund. (Ab.)

Onkel Waldemar (klammert sich an den jungen Sedemund): O Gähadd, Gähadd! Gähadd, geh mit und hilf mir, deinen Vater fotbwingen. Denk dir, ä plaudet ganz planlos mit diesa Sabine und sagte ihr, sie sei ein süßes Seelchen und was er alles salbadet. Ogottogott, und ganz zwischenduch, damit sie desto bessä zuhöht, sagt ä: mein Bwuder macht Meineide. Ihr Bwuder? fwagt sie mit väliebten Faxen. Ja, ja, natühlich, ä selbst, Waldemar, sagt ä, wie wenn's nichts weitä wäre, und dann äzählt ä wieda von sich. O Gähadd, Gähadd, komm schnell!

Der junge Sedemund: Laß nur, Onkel, ich denke, deine Eide sind nicht meine Eide.

Onkel Waldemar: Abä, ich bin doch dein Onkel, Gähadd — Gähadd, ich häng mich auf, wenn du nicht willst.

Der junge Sedemund: Und ich bin entschlossen, mich Vater zu Gefallen eine Zeit lang bei Dr. Faßlich in Gewahrsam zu tun. Sabine hat's mir so eingegeben. Nun gut, dann hast du ein Geschäft, Onkel und gehst hin und her und beschnackst hier und da die Schauergeschichte am Grabe und was weiterhin war. Also etwa so: was glauben Sie, sagst du, welche Kaprizen und welche unangängigen Torheiten, um nicht zu sagen Tollheiten im Kopfe meines armen Neffen — sagst du — saßen. Und was blieb meinem armen Bruder übrig, als auf alles einzugehen zu selbsteigner Demütigung, um nicht zu sagen Entwürdigung, sagst du — nein, du sagst: — Entweihung der eigenen Person vor dem Pöbel. also mit Entweihung seiner selbst auf alle Einbildungen des Sohnes wie auf eine sehr ernste Sache zu reagieren? Ja, sogar so weit ging er, daß ich selbst, der Onkel, sagst du, Onkel, nicht geschont werden durfte, also, daß wir, um ihn vor der eigenen Raserei zu retten, als Opfer seines wütenden Wahnsinns dastehen. — So sagst du und so ist wahr wie ein Eid von dir selbst. Ihr seid eben bestrenommierte Bürger alle beide und ins Bestehende wird so leicht keine Bresche gebrochen. Komm nur, Onkel, aber nicht, um Vater von Sabine zu scheuchen. Wenn du deinen Odem zu Vaters Bestem vertust, dann hast du das Aufsehen erregende Aufhängen gespart.

Onkel Waldemar: O Gähadd, liebä Junge, wie gut von dir — du — du — echter Sedemund.

Der junge Sedemund: Echter Sedemund? Ja, so sind sie, unverbesserlich! Es stinkt zum Himmel von Sedemunds wie ein Haufen Unrat; ein Löwenmaul spaltet sich und ein Löwenrachen heult Wut über uns, und du nennst mich einen echten Sedemund. Und es ist doch momentan in der Welt jeder Name löblicher genannt als just unser. Ein Farbenspiel auf einem bißchen Seifenschmiere, der ganze schöne Schein einer Seifenblase ist zurzeit solider als unser Ansehen. Was hat's denn nun mit der Echtheit auf sich, wie ist Vaters und wie meine beschaffen, da wir beide echte Sedemunds bleiben?

Der junge Sedemund und Onkel Waldemar ab.
Grude und Frau kommen von hinten Arm in Arm. Plötzlich faßt er sie und tanzt mit ihr ein Stück des Weges.

Frau Grude: Nicht doch, du, tritt leise auf und tanz hernach. Laß uns erst aus den Gräbern heraus sein.

Grude: Ach was, gerade über Gräber hin, mitten zwischen dem Grauen durch, fort mit ihm unter unsere Füße in die Grube! Die Alten haben ihre Zeit gehabt und sind in Grund und Boden getreten, jetzt kommen wir und nach uns unsere Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit und die echten Grudes! (Ab.)

ENDE.

Paul Colin:

FRANZÖSISCHE CHRONIK

Nach einer ziemlich langen, unfruchtbaren Periode, während der die Zahl der erschienenen interessanten Bücher sehr beschränkt blieb, brachte uns der Frühling einen vollen Korb hervorragender Werke, die dringend um unsere Anteilnahme werben. Ich entschuldige mich darum im voraus für den Umfang dieser Chronik, will aber lieber zu reich, als zu arm sein, und sagt auch der weise Volksmund, allzuviel sei ungesund, so glaube ich meinerseits, daß allzuwenig noch schädlicher ist.

In erster Linie will ich über das prächtige Buch berichten, das *Elie Faure* kürzlich bei Crès & Cie unter dem symbolischen Titel „Der Tanz auf Feuer und Wasser" (La Danse sur le feu et l'eau) veröffentlicht hat. Elie Faure ist vielleicht der größte Essayst der neuen Generation unserer Fünfundzwanzig- bis Fünfundvierzigjährigen. Er schrieb vor dem Krieg eine psychologisch eingestellte „Kunstgeschichte", deren breit angelegte Kapitel in ihrer synthetischen Kraft und Eindringlichkeit unbestreitbar ein Meisterwerk darstellen. Er veröffentlichte ferner eine Arbeit über die Schöpfer des europäischen Geistes, die eine prächtige Studie über Nietzsche enthält. Den Krieg erlebte er als Arzt im Sanitätsdienst, der ihm Gelegenheit zur Beobachtung gab. Weniger gefühlsseitig veranlagt wie Duhamel, dauernd unbefriedigt und nach Fruchtbarkeit drängend, wälzte er die glühendsten und fieberhaftesten Gedanken in seinem Gehirn, während ihn anderseits die Macht seines künstlerischen Instinkts dazu zwang, das Leben mit seinen widerspruchsvollen Abenteuerlichkeiten auch mit Kunstverstand zn betrachten. Schon in „Das Heilige Gesicht" (La Sainte Face), das während des Krieges erschien und „Das Rad" (La Roue), das er im vergangenen Jahre schrieb, beginnt die Entwicklung seiner Tendenz, das Moralistische aus seinem Gesichtskreis zu jagen und den Krieg als eine jener ewigen Gewalten zu ergründen, die zur Auffrischung und Erneuerung der Menschheit drängen. Diese Idee wird jetzt anschaulich in seinem „Tanz auf Feuer und Wasser", wo der von ihr besessene Mensch mit übermenschlicher Anstrengung sich von ihr zu be-

freien sucht, indem er sie definieren will; er gräbt sie aus Herz und Hirn, um nach unerbittlicher Untersuchung das Recht zu haben, nicht mehr an sie denken zu müssen. Die Aufgabe, die Faure sich stellte, wurde immer deutlicher, während er sie zu bewältigen suchte. Sie wuchs ins Unendliche. Wenn er glaubte, sich dieser Inventararbeit entledigt und seine Freiheit wiedergewonnen zu haben, überwältigten ihn immer wieder Zwang und Gewissensbisse und führten ihn zu den Meditationen zurück, deren Weg er noch nicht zu Ende gegrübelt hatte. Die Kraßheit mancher seiner Definitionen ist gewiß peinlich; manche seiner Schlüsse reizen zur Revolte; aber daran ist nicht seine Helläugigkeit, sondern die Welt der Irrtümer schuld, die uns von Kindheit auf an Vorurteile kettet.

Das neue Buch von Elie Faure ist ein Sieg, den er über sich selbst errungen hat. Er findet darin die große Überlegenheit jenseits von Fieber und Leidenschaft; er verfällt nicht mehr den Illusionen nachdem er sie einmal aufgegeben hat, aber auf den Ruinen von Narrung und Schein baut er einen Optimismus der Vernunft, der aus jener Ruhe stammt, zu der ihn die lyrische Gelassenheit der kontemplativen Versenkung führt. Die Größe seines Werkes liegt zunächst darin, daß Faure die gemeinen Wirklichkeiten des Lebens in sich aufgenommen, an ihnen die Tragkraft seiner Gedanken geprüft hat, und dann nicht etwa versucht, auf der Flucht vor der Realität in das Unendliche Vorwände zu sophistischen Diskussionen zu finden; er bejaht vielmehr den tragischen Heroismus, der durch Leiden zur Freude führt, indem er den ursächlichen Zusammenhang seiner klaräugigen Beobachtung und den Drang nach Versenkung nicht verneint. Es ist nicht möglich, über die acht Essays des Buches zusammenfassend zu urteilen, man könnte aber zur Not die folgende Synthese anstreben: Das Leben ist Drama. An dem Drama schafft das Leben mit allen seinen Kräften, von denen keine einzige eine andre Funktion, oder einen anderen Sinn hat, als das Drama zu gebären. Das Drama aber gebiert die Kunst, welche die Jahrhunderte überdauert, als ein ewiges Zeugnis für den Wert der Zivilisationen, die aufeinander folgen.

Das wäre also die Herrschaft einer beständigen Unausgeglichenheit, die nur durch seltene Minuten des Gleichgewichts unterbrochen wird, die aber so nachdrücklich sind, daß der Mensch sich zu adeln glaubt, wenn er sie in sich empfindet und diese harmonische Ruhe „Gott" nennt. Aber dieser Gott liegt gleich unserem Ideal im Widerstreit mit dem Leben. Würden wir jedoch das Ideal erreichen, so wäre das Leben ohne Lockung und wir versänken, zu Tode befriedigt, in Leichenstarre. Dasselbe geschähe, wenn das Gleich-

gewicht beständig würde. Es wird aber nicht konstant, weil aus den Tiefen der Menschheit immer wieder neue Kräfte und unerwartete Energien auftreiben. Mithin: Ein immoralisches Buch, weil es ein Ebenbild der Welt ist, gemalt von einem Menschen, dessen einzige Sorge das Kunstgesetz ist. In seinen Augen reinigt die Schönheit alles: Nur die Kunst lebt, und ihrer immerwährenden Erschaffung muß alles dienen. Über allen Parteien, Nationen und Religionssekten bejaht der Dichter sein Recht und seine Pflicht trotz Krieg und allem, was ihm das Schicksal auferlegt, Stil und Harmonie zu schaffen. Im Herzen des Menschen und der Gesellschaft herrscht Kampf. Die Schwachen organisieren sich, um die Stärkeren zu verdrängen, denen Alter oder Irrtum die Kräfte schwächen. Die Geschichte rollt als die Handlung dieses Lebensdramas in breiter Entwicklung durch den Wirrwar von vernichteten Gefühlen, wütendem Wollen, zerstörten und neukeimenden Interessen. Blut gilt der Geschichte nichts, Unglück kennt sie nicht. Aber: „Die Unordnung, das Chaos, das Gemetzel erweckt Dichter." Nur für Augenblicke von Erkenntnis durchblitzt, in langen Perioden durch Irrgänge geht die Geschichte ihren Gang. Sie verfolgt zwanzig Ziele und erreicht keines, und nur von Zeit zu Zeit wird sie sich klar, daß ihr Schicksal hoffnungslos und darum heroisch ist. So schreitet sie voran, hüllt sich in verzweifelten Augenblicken in Illusionen, wird stolz, grausam und furchtbar in aufgewühlten Stunden. Sie weint oft, und ihre Tränen sind nutzlos. Sie lächelt manchmal, und ihr Lächeln ist heilig. „Nichts ist ernst, alles ist tragisch!" Und der Sinn der Kunst ist, daß sie auf Grab und Beinhaus wächst. Alles in allem: Eine ästhetische Rechtfertigung des Krieges, und jetzt zur Stunde, wo die Ethiker sich bemühen, ihr Reich aufzurichten, die leidenschaftliche Verneinung der Moral. Das Buch rollt die wichtigsten Probleme des Tages auf und löst sie in stolzer Selbständigkeit.

Den krassen Meditationen von Elie Faure möchte ich, ohne eine bestimmte Gegensätzlichkeit zu betonen, „Abrahams Opfer" (Le Sacrifice d'Abraham) von *Raymond Lefebre* gegenüberstellen. Raymond Lefebre, der dreißig Jahre alt ist, im Krieg an der Front bis zu dem Tage stand, an dem er schwer verwundet zusammenbrach und heute mit leidenschaftlichem Eifer und schönem Talent für die Internationale der Völker wirbt, schrieb dieses Buch der Wahrheit, mit dem unsre Älteren, die es an seiner Stelle hätten schreiben sollen, die größte Ehre eingelegt hätten. Es gelingt Lefebre in diesem Roman, sich selbst zu finden, und von Fieber und Angst zu befreien, um die Entwicklung eines bejahrten, angesehenen, im öffentlichen und wissenschaftlichen Leben sogar

berühmten Mannes zu studieren, der „der Vater eines Soldaten" ist. Ich hätte nie geglaubt, daß man mit solcher Vollkommenheit und lebendigen Aufrichtigkeit die Geschichte einer Seele schreiben könnte, deren Wesen vielleicht verwandt, aber durch die unendliche Verschiedenheit der Gesichtspunkte und Interessen von einem getrennt ist. Kaum daß man an manchen Stellen dem Urteil des Sohnes als kluge Kritik begegnet, wenn er das Gefühl des Soldaten ausdrückt, zu dem an fernen Fronten ein Widerhall des großen Weltjahrmarkts dringt. Aber solche Stellen sind nur wie ein seltenes, rasches Aufblitzen, und die gedrungene, reiche und dabei unchaotische Charakterschilderung wird wieder aufgenommen und ohne Schwächung weitergeführt. Ich darf „Abrahams Opfer" nicht als Satire bezeichnen; wenn auch mehrere Seiten durch schonungslose Herbheit oder billigen Spott mehr an den Pamphletisten und Vortruppstreiter als an den Dichter erinnern, so entströmt ihm doch viel Zartheit, Mitleid und Zärtlichkeit, und nichts ist von Parteitendenz so frei als diese Erzählung, die bei allen unerwarteten Abbiegungen von großzüger Logik ist. Ich wiederhole: Raymond Lefebre hat tatsächlich den Roman der verflossenen Generation geschrieben, die für Sedan zu jung und für die Marne zu alt, aus Angst oder Ehrgefühl und in tragischer Ergebung ihre Söhne opferte. Der Roman überrascht den Leser durch seine Objektivität und Zucht. Der Dichter untersucht einen „Fall", der niemand reizte, und wenn er ihn in allen Einzelheiten ergründet, so geschieht es aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Buch ist in gewisser Hinsicht eine Darlegung mildernder Umstände, die die Schuld der alten Kriegsfreudigen und Blutdürstigen verringern, von denen die Mehrzahl vor 1914 weich und bescheiden war. Die psychologische Untersuchung dieser Krise und Neurose ist gediegen und meistens gedrungen; erscheint sie auch, in einige Zeilen oder Seiten zusammengepreßt, manchmal in Zusammenhanglosigkeit und Gehirnkünstelei verloren, so löst und lenkt Lefebre diese Abbiegungen rechtzeitig wieder mit Vorsicht und vollendeter Folgerichtigkeit zum Ganzen.

Herr Testut, ein alter Provinzgelehrter, dessen Sohn, ein Dichter, in den Krieg gezogen ist, läßt sich von einem Kreis von Männern einfangen, die durch ihre kläglichen Artikel und Bücher bekannt geworden, im In- und Ausland nationalistische Propaganda machen sollen. Bis dahin als Archäologe unbekannt, wird Testut jetzt von der Presse der Rechten zu einer der französischen Berühmtheiten gemacht. Aber sein Sohn, der ihn schon in Briefen wegen seines unerwarteten Nationalismus zu tadeln begonnen hatte, fällt und hinterläßt ihm ein Manuskript, in dem er mit allen Kriegern,

Urhebern und Verteidigern des Krieges bricht. Diese Beichte eines Kämpfers, den er liebte, und auch die Tat eines vernünftig gebliebenen Freundes, die Zerstörung seines inneren Friedens und seiner Häuslichkeit bringen Testut zum Nachdenken; er befreit sich, gepackt von seiner vernachlässigten Wissenschaft und angeekelt von der Zeit allmählich von den übeln Sitten, die er sich angewöhnt hatte und begreift, daß dieser Krieg, in den viele Väter ihre Söhne mit prahlerischem oder hysterischem Lachen oder aus Feigheit getrieben haben, ein ungeheueres, bis zum letzten Rest verzehrtes Opfer Abrahams ist.

Testuts Wandlung, seine plötzlichen Sprünge, Bestürzungen, Meinungen, die sich festsetzen oder verflüchtigen je nach dem Stand seiner eigenen Arbeit oder dem Drängen seiner Frau oder einem Besuch von Freunden, seine Bemühungen, unter konventioneller Sentimentalität die Stimme der Vernunft zu erdrücken, die wunderlichen Kompromisse, die daraus folgen, der Druck seiner Eigenliebe und Eitelkeit, die seine Skrupel dämpfen, seine Laboratoriumsmethode, alles ist im einzelnen ausgeführt, durchdringt, verschlingt und verschwört sich, um eines jener unzuverlässigen, wandelbaren Wesen zu schaffen, die mit dem entsetzlichen Krieg und dem Blut ihrer Nächsten spielen, aber, so kindisch sie auch sind, nicht widerlich wirken. Unter den Bekenntnisbüchern der französischen Kriegsliteratur, die wir so nennen, um sie von der infamen Konventionsliteratur zu unterscheiden, lieben wir das Buch von Lefebre wegen seiner Kraft und Urwüchsigkeit ganz besonders. Es ist auch für den Nichtfranzosen als kostbarer Beitrag zum Studium der französischen Seele während des Krieges von hohem Interesse.

Das gleiche gilt für die schöne Anthologie der „Dichter gegen den Krieg" (Poètes contre la guerre) ein Geschenk unsrer Freunde, die in der Schweiz die Reihe des „Sablier" herausgaben. Nachdem ich von einem Essaybuch und einem Roman gesprochen habe, ist es für mich außerordentlich angenehm, meine Chronik durch diese Auslese von Gedichten zu ergänzen, die alle jene Dichter versammelt, die mir die liebsten und brüderlichsten sind. Durch Bücher wie diese wird man einst wissen, daß es auch unter Clémenceaus Herrschaft ein idealistisches und aufrichtiges Frankreich gab. Fünf Jahre lang hat man uns mit Büchern voll Elegien und Kriegshymnen gepeinigt. Sie kamen alltäglich, nicht anders wie die Kriegsberichte und Akademiereden, mit denen sie die Furcht vor der Wahrheit und den Warenhausnationalismus gemeinsam haben. Man wußte wohl, daß einige Freunde in der Schweiz Bücher veröffentlichten, in denen unser aller Schmerz und Aufruhr seufzte und schrie. Man sprach von Dichtungen von Marcel Martinet, die irgendwo,

weitab von der lauernden Zensur erschienen, von Jouve, D'Arcos, Baudouin; man ließ von Zeit zu Zeit die Verse im Manuskript von Hand zu Hand gehen, deren Titel oder Verfasser man im Inhaltsverzeichnis einer jener jungen Zeitschriften las, die für Unabhängigkeit und Wahrheit kämpften und die während des Krieges die Zuflucht unsrer Intelligenz und moralischen Kraft waren. Man wußte, daß vom künstlerischen Standpunkt aus diese verfolgte Literatur jene dicken Bände besiegte, denen die Regierung mit vollen Händen Lobsprüche und Einkünfte spendete, aber niemand konnte den Umfang und die Wirkung des Kampfes ermessen, den die Dichter gegen den Krieg führten. Der Waffenstillstand mußte kommen und die Verträge, die man „Frieden" nennt, die Aufhebung der öffentlichen Zensur, bis wir nach und nach erfahren konnten, mit welcher Klarheit, Gewissenhaftigkeit und Einmütigkeit die kräftigsten Geister der schmerzensreichen Generation den Dogmen des Mordes und der Lüge ihre Bejahung eines Glaubens der Menschlichkeit und Freiheit entgegensetzten. Nachdem wir unsern Gang durch diese inbrünstige und unbekannte Literatur beendet hatten, konnten wir freudig zugeben, daß jene Dichter, deren Namen und Werke eine Ehre für die französische Literatur sind, in dieser Elite, die der Staatsvernunft gegenüber standhaft blieb, sich Seite an Seite wiederfanden. Die Auswahl unter den Dichtungen von Poeten, die sich gegen den Krieg empörten, die uns heute René Arcos und Frans Masereel darbieten, ist notgedrungen eine noch unvollständige, sehr gekürzte Zusammenfassung dieser starkherzigen Literatur, in der wir mehr als Bekenntnis und Tröstung finden können; der Band, in dem auf beschränktem Raum 24 Künstler mit zwei oder drei Gedichten uns die Verschiedenartigkeit ihrer Temperamente und den Reichtum ihrer differenzierten, aber verwandten Gefühle bekunden, wirkt durch erschütternde Größe und wird auch für jene Blinden, die nicht sehen wollen eine heilsam kräftige Offenbarung sein.

Romain Rolland hat die Einleitung geschrieben. Er, der während des ganzen Krieges die Unabhängigkeit des Geistes und den heiligen Willen zur Liebe symbolisierte, kündigt im Vorwort an, was jeder Dichter bringt und bedeutet, er zeigt, wie im größten Lied, der „menschlichen Gemeinschaft", dieser französische Chor sich mit dem deutschen verbrüdert, von dessen unterdrückten Stimmen, die er während des Krieges in der Schweiz vernahm, er uns Kunde gab.

Das Vorwort verbindet die Dichtungen, indem es ihre Bedeutung zeigt, die sehr schöne Zeichnung von Masereel bringt sie in Beziehung, indem sie die allen gemeinsame Ergriffenheit wiedergibt, mit der Schmerz, Zorn und Zärtlichkeiten sich ergießen. Die Tempe-

ramente offenbaren sich, und unendlich tönt der Widerhall der gemeinsamen Katastrophe in jeder dieser Seelen:

Arcos hält den zerstückten und künstlichen Nationalgebilden die Vision, das Gefühl und die Inbrunst der Menschlichkeit entgegen; Georges Bannerot spricht Worte friedevoller und gefühlswarmer Weisheit; der Lyrismus von Charles Baudouin quillt von romantischer Üppigkeit; Joseph Billiet argumentiert, und Loïs Cendré ringt mit Klagen und Verwünschungen die Hände; Georges Chennevière verteidigt angstvoll die Heimlichkeit seiner Träume gegen die Ansteckungen des Krieges, und Georges Duhamel kann die Meditation nicht von der Furchtbarkeit der alltäglichen Tragödie ablenken. Eduard Dujardin bewahrt sich durch Umgang mit Weisen und Göttern erhabene Ruhe, die aber der Zärtlichkeit nicht feind ist; Luc Durtin stellt den Schauspielen der Heuchelei und Gewissenlosigkeit seine schwermütige Einsicht gegenüber, die den Adel seines Mitleids verschönt; ist Louis de Gonzague-Frick kunstvoller, so symbolisiert J. P. Jouve im Gegensatz dazu in großartiger Herbheit den Aufruhr des Gewissens und der Wahrheit gegen die Kriegswut und Zerstörung dessen, was seinem Glauben an die Menschheit die Tiefe gab. Marc Lavreguy de Civrieux besitzt keine Herbheit, aber eine etwas abgebrauchte und störende Eleganz. Marcel Martinet zerbricht leidenschaftlich und beredt alles, was seinen Traum verletzt, und errichtet in Eile ein erstaunliches Gebäude zum Schutz für seine Prophetie. Claude Roger Marx, Georges Périn offenbaren ihre Hoffnungen, Ängste und Kümmernisse; Georges Pioch ist maßlos kühn; Maurice Pottecher verbirgt seine Verzweiflung hinter Apologien und Liedern, während J. M. Renaitour sie enthüllt, um über sie klar zu werden; Jules Romains richtet das Ideal auf, das ihm das Leben wert macht, gleich einem Mann, der seinen jungen Sohn mit gekrampften Händen über die Wogen der türkischen Massenbrandung hebt; die Stimme von Jean de Saint Prix erklingt in entsetzlicher Aufrichtigkeit von Fluch und Verwünschung; Henriette Sauret antwortet ihm wie ein Echo, das den durchdringenden Klang des Schreies verlor, der es weckte, und Charles Vildrac sagt mit erbebender Stimme Worte der Müdigkeit und Verzweiflung, in denen seine verängstigte Liebe leidet, die er über alle Menschen breitet, während die Menschen sie verschmähen.

Das wäre die versuchte Zusammenfassung dieses Buches, das seinerseits ein Resumé ist. Ich will trotzdem nichts mehr hinzufügen außer einem Wort von Romain Rolland, dessen Nachhall uns bei jeder Seite, die wir umschlagen, wie ein Gespenst verfolgt: „Il n'est pas de frontières pour la douleur. Il n'en est pas non plus pour l'amour!: Schmerz und Liebe haben keine Grenzen!“

AUFRUF!

Von **Richard Dehmel** zur Verwalterin seines geistigen Nachlasses bestimmt, bitte ich hierdurch alle Diejenigen, die sich im Besitz von schriftlichen Äußerungen Dehmels (Briefen, Postkarten, Niederschriften aller Art) befinden, mir ihr Material zur Abschriftnahme einzusenden. Ich bereite eine Ausgabe Dehmelscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor. Soweit sich diese Briefe im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht zur Veröffentlichung eignen, sollen sie zur Vervollständigung des Dehmel-Archivs in Blankenese dienen.

Ich bitte, in jedem Falle die *Urschriften* selbst — nicht etwa Abschriften — an mich einzusenden; unversehrte Rückgabe (als Wertsendung) wird ausdrücklich zugesichert.

Dieser Aufruf wendet sich besonders auch an Schulkameraden und Kommilitonen Dehmels, da über die Jugendzeit des Dichters sehr wenig schriftliches Material vorhanden ist. Auch für die Aufzeichnung und Einsendung von Erinnerungen an den jungen Dehmel wäre ich sehr dankbar.

Ida Dehmel,
Blankenese bei Hamburg, Westerstr. 5.

Diesem Aufruf schließt sich der Unterzeichnete als Verleger Dehmels an.

S. Fischer, Verlag,
Berlin.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, POTSDAM

Der Verlag

erwarb mit sämtlichen Rechten die Werke des genialen Polen

Stanislaw Przybyszewski

Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts standen im Zeichen der fin de siècle-Stimmung, die bei aller Zerrissenheit und dekadenten Schwüle dennoch mit zukünftiger kosmischer Schöpfung trächtig war. Heller und blendender noch als durch Nietzsches Verneinungen und Postulate zucken die Blitze der Ahnung und Verheißung durch die Werke des Polen Przybyszewski, der von allen Zeitgenossen und Mitkämpfern am frühesten der Vergessenheit anheim fiel – obgleich er vielen von ihnen die entscheidenden Anregungen gab. Der Erbe des Chopin'schen Temperaments, der in den „Satanskindern" die Konvulsionen der letzten Tage prophetisch voraussah, läßt uns die voreilig verschütteten Wege entdecken, welche die sozialistischen Ekstasen von heute mit dem individualistischen Rausch der Geburtszeit des Uebermenschen verbinden.

Aus den vorhandenen Vorräten (beste Friedensausstattung) werden zu ungewöhnlich niedrigen Preisen verkauft:

Die Romane

Satanskinder . . . . . Geh. M. 10.–, geb. M. 14.–
Erdensöhne . . . . . Geh. M. 9.–, geb. M. 12.–

Lyrische Prosa

Androgyne / Epipsychidion / Vigilien
Jeder Band geheftet Mark 7.–, gebunden Mark 10.–

Novellen und Essais

Totenmesse . . . . . Geh. M. 7.–, geb. M. 10.–
Zur Psychologie des Individuums
1. Chopin und Nietzsche. 2. Ola Hansson. Geheftet je M. 3.–

Die Dramen

Untiefe . . . . . Geheftet Mark 4.–
Totentanz der Liebe Geheftet M. 10.–, gebunden M. 14.–

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, POTSDAM

Soeben erschien:

Wladimir Korolenko

Die Geschichte meines Zeitgenossen

Übersetzt und eingeleitet von

Rosa Luxemburg

Mit einem Bildnis des Verfassers

Zweite Auflage *In zwei schönen Leinenbänden 50 Mark*

☆

Berner Tageblatt: Rosa Luxemburg hat Korolenkos Erinnerungen ausgezeichnet ins Deutsche übertragen und ihnen eine lesenswerte Einleitung vorausgeschickt. Wer die russische Volksseele, wer die heutigen politischen Bewegungen des russischen Volkes verstehen will, findet hier eine vorzügliche Quelle für sein Studium. Das soziale Mitgefühl, das die russische Jugend treibt, das die ungeheuren Umwälzungen erzeugt hat, findet hier seine Erklärung. Wie die Russen es lieben, sind die Schatten dunkel gezeichnet, und ein Hauch von Melancholie durchzieht das literarisch wertvolle Werk des nach Wahrheit ringenden Schriftstellers. Korolenko, Die Geschichte meines Zeitgenossen, ist ein wertvolles Dokument unserer Zeit.

Literarisches Echo, Berlin: Wir gewinnen aus diesem Memoirenbuch ein klares und anschauliches Bild von dem Leben der gebildeten Mittelschicht Rußlands und von der Seele des russischen Volkes.

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W 10

René Schickele

Am Glockenturm. Drama. 10 M. Gebund. 13 M.

Benkal. Ein Roman. Zweites bis viertes Tausend. 6 M. In Pappband 10 M.

Der Fremde. Roman. 2. Auflage. 6 M. In Leinen gebunden 10 M.

Die Genfer Reise. 8 M. Geb. 12 M. Vorzugsausgabe: 100 numer. und vom Verfasser signierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbleder gebunden. Vergriffen.

Hans im Schnakenloch. Schauspiel in vier Aufzügen. Zweites bis viertes Tausend. 6 M. Geb. 10 M.

Die Leibwache. Gedichte. 6 M. Gebunden 10 M.

Mein Herz — Mein Land. Ausgewählte Gedichte. 4 M. Gebunden 6 M.

Die Mädchen. Ein Novellenband. 10 M. Geb. 14 M.

Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Fünftes bis zehntes Tausend. 10 M. Gebunden 14 M.

Schreie auf dem Boulevard. Zweite Auflage. 10 M. Gebunden 14 M.

Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung. 4 M. Gebunden 6 M.

Weiß und Rot. Gedichte. Zweite Auflage. 12 M. Gebunden 16 M.

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W 10